

Fachhochschule Münster
Fachbereich Sozialwesen
Graduierungsarbeit für die Anerkennung als
Counselor grad. BVPPT

Stabilisierung des Familiensystems durch den Einsatz mediativer
Methoden und Kommunikationsmodellen in Familiengesprächen

Evaluation eines innovativen Projekts in der ambulanten Kinder- und
Jugendpsychiatrie

Carmen Torchalla
Ostpreußenallee 7
41539 Dormagen
carmen.torchalla@gmx.de

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungsverzeichnis	5
1 Einleitung	6
1.1 Problemstellung	6
1.2 Aufbau und Ziel der Arbeit	7
1.3 Untersuchungsleitende Fragestellungen.....	7
2 Das System „Familie“	8
2.1 Der Begriff „System“	8
2.2 Der Begriff „Familie“	9
2.2.1 Die Kernfamilie.....	10
2.2.2 Ein- Eltern- Familie.....	11
2.2.3 Die Patchwork- Familie.....	12
2.3 Entwicklungsphase „Adoleszenz“	13
2.3.1 Herausforderungen der Eltern	14
2.3.2 Herausforderungen der Jugendlichen	15
2.3.3 Auswirkungen auf das Familienleben	16
3 Kommunikation.....	18
3.1 Definition	18
3.2 Funktion von Kommunikation	19
3.3 Kommunikation in komplexen Systemen	20

3.4	Kommunikationsmodelle/ Theorien	21
3.4.1	Das „Vier- Ohren Modell“ nach Schulz von Thun.....	23
3.4.2	Die gewaltfreie Kommunikation nach Marshall Rosenberg.....	24
3.4.3	Regeln einer gelingenden Kommunikation nach Rogers	25
3.5	Herausforderungen in der Kommunikation	27
4	Kommunikation in der Familie: Risiken und Chancen	29
5	Mediative Methoden	33
5.1	Mediation	33
5.2	Ziele der Mediation	35
5.3	Methoden der Mediation	35
5.4	Mediative Methoden und Familien	37
6	Forschungsergebnisse des Theorie- und Praxisprojekts	37
6.1	Projektvorstellung	38
6.2	Erhebungsmethode	39
6.2.1	Erhebungsinstrument.....	40
6.2.2	Reflexion der Erhebungsmethode	41
6.3	Datenerhebung	42
6.3.1	Beteiligte	43
6.3.2	Erhebungszeitpunkte	43
6.3.3	Erhebungsumstände.....	44
6.3.4	Reflexion der Datenerhebung.....	44

7 Datenauswertung	47
7.1 Forschungsfrage 1: Reduzieren mediative Methoden und das Wissen um Kommunikationsmodelle interfamiliäre Konflikte?	47
7.1.1 Methoden.....	48
7.2 Personenbezogene Daten	49
7.2.1 Antwort	52
7.3 Forschungsfrage 2: Stabilisiert das Kennenlernen mediativer Methoden und der Erwerb von Kommunikationskompetenzen familiäre Systeme?	53
7.3.1 Methoden.....	54
7.4 Personenbezogene Ergebnisse	54
7.4.1 Antwort	58
8 Fazit	59
9 Ausblick	63
Literaturverzeichnis	65

Abkürzungsverzeichnis

BMFSFJ Bundesamt für Familien, Senioren, Frauen und Jugend

Bzw. Beziehungsweise

Evtl. Eventuell

GfK Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall Rosenberg

Ggf. Gegebenenfalls

MediationsG Mediationsgesetz

1 Einleitung

Der Einstieg in das Thema „familiäre Konflikte“ bildet die Problemstellung in Kombination mit der gesellschaftlichen Relevanz des Themas. Anschließend daran werden Ablauf sowie Ziel dieser Arbeit dargestellt. Abgerundet wird die Einleitung durch die Vorstellung der untersuchungsleitenden Fragestellung.

1.1 Problemstellung

Nach der Definition von Glasl (2013, S.14) ist ein (sozialer) Konflikt eine Interaktion zwischen zwei Akteuren (Individuen, Gruppen, Organisationen), bei dem einer dieser Akteure Unvereinbarkeiten bzw. Unstimmigkeiten im „Denken/ Vorstellen/ Wahrnehmen und oder/ Fühlen und/ oder Wollen“ (vgl. Glasl, 2013, S.14) erfährt, sodass dadurch eine Beeinträchtigung in der Realisierung seiner Vorhaben entsteht. Die Familie, als eines der vertracktesten Subsysteme unserer Gesellschaft, steht unter einem besonderen Spannungsfeld und bringt eine große Anzahl Konfliktpotentiale mit sich. In Deutschland leben ca. 8 Millionen Familien mit minderjährigen Kindern (vgl. statistisches Bundesamt, 2017). Neben den persönlichen, alltäglichen Herausforderungen innerhalb einer Familie deuten die Zahlen des Statistischen Bundesamtes auf einen Anstieg von strukturellen Herausforderungen hin. Im Jahr 2015 wurden in Deutschland ca. 400.000 Ehen geschlossen, darunter ca. 60.000 sogenannte Wiederverheiratungen, nach Scheidung oder Verwitwung, bei denen die Möglichkeit besteht, dass eine neue Stief- oder Patchworkfamilie geschaffen wurde, welche neue, noch ungeahnte, Konfliktpotentiale mit sich bringen kann. Ca. 20% aller Familien sind alleinerziehende Eltern, die vor der besonderen Herausforderung stehen die Erziehung ihres Kindes mit ihrem Beruf und dem eigenen Privatleben zu kombinieren (vgl. statistisches Bundesamt, 2017). Das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) fand in einer Studie im Jahr 2011 heraus, dass alleinerziehende Mütter ohne Partner mit ihrem Leben insgesamt deutlich weniger zufried-

den sind, als jede mit Partner (vgl. BMFSFJ, 2011), was sich, der klinischen Erfahrung nach zu urteilen, auch auf das Familienleben negativ auswirken und Konflikte mit sich bringen kann. Die Inhalte von familiären Auseinandersetzungen ähneln sich, besonders bei Familien mit Teenagern, stark, da es in dieser Phase meist um Abnabelung, Neuordnung von Rollen und Umstrukturierung geht (vgl. Berk, 2011, S.565). Psychologen, Sozialpädagogen oder Psychiater werden in ihrem beruflichen Alltag häufig mit interfamiliären Konflikten konfrontiert, welche meist wenig nachhaltig geklärt werden (können).

1.2 Aufbau und Ziel der Arbeit

Das Ziel dieser Arbeit ist es, auf einer differenzierten und vielseitigen theoretischen Grundlage, Methoden zu untersuchen, die in Gesprächen mit konfliktbelasteten Familien eingesetzt wurden, um eine Reduktion von interfamiliären Konflikten herbeizuführen, gegenseitiges Verständnis zu fördern und dadurch für eine Stabilisierung des familiären Systems zu sorgen. Einleitend wird zunächst das System „Familie“, in ihren möglichen Erscheinungsformen, vorgestellt. Ergänzend dazu wird das Entwicklungsstadium „Adoleszenz“, als herausfordernde und konfliktvolle Phase innerhalb des Familienlebens, dargestellt. Den 2. theoretischen Baustein dieser Arbeit bildet das Thema „Kommunikation“, welches im dritten Kapitel detailliert präsentiert wird. Die Verflechtung der oben genannten Bereiche, *Familie* und *Kommunikation*, findet sich in Kapitel 4 wieder. Abgerundet wird die theoretische Basis vom 5. Kapitel, in dem der Fokus auf dem Thema *Mediation* liegt. In Kapitel 6 und 7 werden die empirischen Forschungsmethoden und Ergebnisse vorgestellt und kritisch diskutiert. Abgerundet wird die Arbeit durch das Fazit in Kapitel 8 sowie den Ausblick in Kapitel 9.

1.3 Untersuchungsleitende Fragestellungen

Die zentralen Fragestellungen dieser Arbeit sind, ob mediative Methoden und das Wissen um Kommunikationsmodelle interfamiliäre Konflikte reduzieren und infol-

gedessen das familiäre Systeme stabilisieren. Beide Fragen werden isoliert voneinander ausgewertet und diskutiert.

2 Das System „Familie“

Wenn im Zentrum dieser Arbeit das „familiäre System“ steht, ist es zunächst notwendig ein grundlegendes Verständnis dieser beiden Begrifflichkeiten zu schaffen, zumal die Begriffe „System“ und „Familie“ die Zielgruppe der folgenden Abhandlung bestimmen.

2.1 Der Begriff „System“

Im ersten Schritt findet sich eine detaillierte Betrachtung des systemischen Begriffs, dafür wird sich an diversen anerkannten Definitionen orientiert, um abschließend eine allgemeingültige Zusammenfassung erstellen zu können. Hall und Fagen (vgl. 1956, S.18) definierten den Begriff „System“ als ein „Satz von Elementen oder Objekten zusammen mit den Beziehungen zwischen diesen Objekten und deren Merkmalen“ (vgl. Hall & Fagen, 1956, S.18). Eine zweifelsohne eher abstrakte und technische Beschreibung, die lediglich für ein grundlegendes Verständnis sorgen kann. Bei der Betrachtung dieser Definition drängt sich das Bild eines Schaltkreises oder Mobiles auf, welches die Zusammenhänge innerhalb eines Systems deutlich macht und für ein Grundverständnis sorgen kann. Schlippe und Schweitzer (2003, S.54) verfeinern die Definition von Hall und Fagen und ergänzen, dass sich ein System trennscharf von seiner Umwelt abgrenzen muss, um als solches wahrgenommen zu werden. Ähnlich sieht es Willke (zit. in Schlippe et.al., 2003, S.55), der voraussetzt, dass zwischen Elementen innerhalb und außerhalb des Systems unterschieden werden muss. Mit den inhaltlichen Strukturen eines Systems befasste sich Foerster (1988, S.33), der auf die Unterscheidung zwischen „trivialen“ und „nicht-trivialen“ Systemen wert legt (vgl. Foerster, 1988, S.33). Als „trivial“ werden jene Systeme bezeichnet, die durchschaubar und gezielt beeinflussbar sind. Als „nicht-trivial“ gelten jene,

die einer gewissen Eigendynamik sowie einem stetigen Wandel unterlegen sind (vgl. Foerster, 1988, S.33). Letzteres trifft auf das hier relevante familiäre System zu.

Zusammenfassend sowie für diese Arbeit von Bedeutung ist die Kernaussage, dass Systeme lebendige, dynamische Zusammensetzungen von bestimmten (An-) Teilen sind, die sich offensichtlich von der Außenwelt abgrenzen und deren (An-) Teile eine Beziehung zueinander haben.

2.2 Der Begriff „Familie“

Das Finden einer allgemeingültigen Definition des Begriffs „Familie“ stellt eine weitaus größere Herausforderung dar, als die des Begriffs „System“. Insgesamt kann, sowohl bei dem Begriff „Familie“, als auch bei der aktiven Gestaltung dieses Systems von einem rasanten Wandel gesprochen werden. Galt die Familie früher als eher traditionelle Lebensform mit klarer Rollenverteilung und klaren Normverbindlichkeiten, wird sie heute als eher individuelle Lebensform gesehen, was als eine Chance zur freien Gestaltung menschlichen Zusammenlebens wahrgenommen wird (vgl. Beck & Beck, 1990, S.20ff.). Parson (1964 zit. in Nave- Herz, 2015, S.18ff.) beobachtete bereits Mitte des 20. Jahrhunderts eine, durch Veränderungen in ökonomischen und sozialen Bereichen, eingetretene Wandlung des familiären Zusammenlebens, in deren Fokus nicht mehr die klare Rollenverteilung und Binnendifferenzierung (vgl. Parson, 1964 zit. in Nave- Herz, 2015, S.18ff.), sondern der „Individualisierungsprozess“ (vgl. Nave- Herz, 2015, S.13f.) des Einzelnen steht. Aufgrund der starken Pluralität familiären Zusammenlebens (vgl. Nave- Herz, 2015, S.16), ist bei einer Definition des Begriffs Familie zu beachten, dass nicht nur rechtlich akzeptierte Formen beschrieben werden, sondern auch jede, gelebte Wirklichkeit. Nave- Herz (2015, S.15) legte aus diesem Grund folgende Kriterien fest, die zur Bestimmung des Begriffs „Familie“ erfüllt sein müssen:

1. Die biologisch- soziale Doppelnatur aufgrund der Übernahme der Reproduktions- und zumindest der Sozialisationsfunktion neben anderen, die kulturell variabel sind.

2. Ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis; denn über die üblichen Gruppenmerkmale hinaus wird in allen Gesellschaften der Familie eine ganz spezifische Rollenstruktur mit nur für sie geltenden Rollendefinitionen und Bezeichnungen zugewiesen.
3. Die Generationsdifferenzierung. Es darf insofern hier nur die Generationsdifferenzierung und nicht auch die Geschlechterdifferenzierung, also nicht das Ehesubsystem, als essenzielles Kriterium gewählt werden, weil es zu allen Zeiten und in allen Kulturen auch Familien gab (und gibt), die nie auf einem Ehesubsystem beruht haben oder deren Ehesubsystem im Laufe ihrer Familienbiographie durch Rollenausfall, infolge von Tod, Trennung oder Scheidung, entfallen ist. Damit bilden alleinerziehende Mütter und Väter sowie nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern auch Familiensysteme.

(vgl. Nave- Herz, 2015, S.15f.)

Erwähnenswert bei der Definition des Begriffs „Familie“ ist abschließend, dass die oben genannten 3 Kriterien auf 18 verschiedene Formen des familiären Zusammenlebens zutreffen (vgl. Nave- Herz, 2015, S.17) und dadurch den bereits erwähnten Wandel und die Neuinterpretation dieser Lebensform facettenreich darstellen. Eine detaillierte Darstellung aller möglichen Familiensysteme würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, weshalb im Folgenden Kapitel lediglich die drei für diese Arbeit relevanten Formen vorstellig werden sollen.

2.2.1 Die Kernfamilie

Lange Zeit galt die „Kernfamilie“ oder auch „Elementarfamilie“, bestehend aus Mutter, Vater und Kind, als grundlegende Einheit der Gesellschaft (vgl. Huber, 1979 zit. in Fuhs, 2007, S.17ff.) und wurde in der Familienforschung als Grundlage angesehen (vgl. Fuhs, 2007, S.24), weshalb sie auch in dieser Arbeit eine orientierende Funktion haben soll. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass eine Gleichsetzung der Wörter „Kernfamilie“ mit der allgemeinen Definition von „Familie“ zu vermeiden ist, da ansonsten die meisten Formen des familiären Zusammenlebens ausgeschlossen werden würden, was es hier zu vermeiden gilt. Bis in die 1970er Jahre war diese Form von Familie die überwiegend gelebte Form in Westeuropa und Nordamerika (vgl. Nave- Herz, 2013, S.35). Unter anderem auch, weil sich diese Form von

Familie durch klare Rollen- und Aufgabenverteilung, die aufgrund der damals vorherrschenden Lebenswelten notwendig war, definierte (Nave- Herz, 2013, S.35). Heutzutage gelten diese starren Rollenzuschreibungen als veraltet und nicht mehr zeitgemäß. Durch diverse gesellschaftliche und politische Einflüsse, aber auch durch Zuwanderung und einer damit verbundenen Interkulturalität, galt die sogenannte Kernfamilie schnell als veraltet (vgl. Fuhs, 2007, S.24). Diesen Trend spiegeln ebenfalls die Zahlen des statistischen Bundesamtes wieder, das in einer bundesweiten Umfrage, aus dem Jahr 2013, eine deutliche Reduktion der Familien mit verheirateten Elternpaaren ermittelte. Lebten 1996 noch ca. 81% der Familien in einer Mutter-Vater- Kind- Konstellation mit Trauschein, so sank dieser Anteil im Verlauf der Jahre auf 70% im Jahr 2013 (vgl. Statistisches Bundesamt, 2014).

2.2.2 Ein- Eltern- Familie

Die Bezeichnung „Ein- Eltern- Familie“ beschreibt „Mütter oder Väter, die ohne Ehe- oder Lebenspartner mit mindestens einem minderjährigem Kind, für das sie die alltägliche Erziehungsverantwortung haben, eine Haushaltsgemeinschaft bilden“ (vgl. Peuckert, 2012, S.346) und löste den eher (ab-) wertenden Begriff der „unvollständigen Familie“ ab, der, fälschlicher Weise, einen Beziehungsabbruch zwischen jenem Elternteil, das die Familie verlässt und seinen Kindern impliziert und nicht, wie es jedoch tatsächlich zutreffend ist, das Auseinandergehen zweier (Ehe-) Partner. Weiter empfiehlt Peuckert (2012, S.346), eine noch detailliertere Sicht auf die Situation der sogenannten „Ein- Elternteil- Familie“. Dieser Begriff behauptete irreführend, dass der andere Elternteil keine erwähnenswerte Bedeutung mehr im Leben der Kinder habe, was sich durch eine Befragung von 500 Alleinerziehenden im Jahr 2001 von Schneider et al. als nicht zutreffend erwies. Hier gaben ca. 50% der Befragten an, dass ihr Kind weiterhin Kontakt zum anderen Elternteil habe (vgl. Schneider et al., 2001, S.127). Daher wäre, laut Peuckert, diese Form des familiären Zusammenlebens besser durch den Begriff „Ein- Eltern- Haushalte“ beschrieben (vgl. Peuckert, 2012, S. 346). Da im Fokus dieser Arbeit das familiäre Zusammenleben steht, kann der Einwand, dass ein bestehender Kontakt zwischen Kind und nicht mehr im Haushalt lebendem Elternteil, nicht berücksichtigt wird, außer Acht gelassen werden. Festzu-

halten ist abschließend, dass unter der Bezeichnung „Ein-Elternteil- Familie“ jene gemeint sind, die aus einem Elternteil und mindestens einem Kind bestehen. Als zweitrangig ist hier zu anzusehen, ob weiterhin Kontakt zum anderen Elternteil besteht oder ob der, für die Erziehung der Kindes verantwortliche Elternteil in neuer Partnerschaft lebt.

2.2.3 Die Patchwork- Familie

Der englische Begriff und weniger wertende Begriff der „Patchwork- Familie“ wird in der Literatur als Äquivalent für den Begriff der „Stieffamilie“ genutzt und bedeutet in seiner ursprünglichen Form, dass einzelne „Stoff- oder Lederteile von verschiedener Farbe, Form und Muster harmonisch zusammengefügt werden“ (vgl. Duden, 2017). Eine „Patchwork- Familie“ wird demzufolge als eine Familie bezeichnet, „...in der von unterschiedlichen Eltern stammende Kinder leben“ (Duden, 2014), was in identischer Weise der Definition einer Stieffamilie entspricht. Da die ursprüngliche Bedeutung des Suffix „Stief“ *beraubt* oder *verwaist* bedeutet (vgl. Bliersbach, 2007, S.33) und damit einen lieblosen und bedauernswerten Zustand beschreibt und auch in den Köpfen der Menschen diese Vorsilbe eher negative Assoziationen mit sich bringt (vgl. Krähenbühl et al., 2011, S.23), soll in dieser Definition das wertende Wort der „Stieffamilie“ vermieden und durch das der „Patchwork- Familie“ ersetzt werden.

Bereits seit dem 16. Jahrhundert fand man in Westeuropa die Lebensform der Stief- bzw. Patchwork- Familie. Aufgrund einer vergleichsweise geringen Lebenserwartung sowie aufgrund von Kriegen und Unruhen, sahen sich in erster Linie Frauen damit konfrontiert, aus finanziellen Gründen neu zu heiraten (vgl. Peuckert, 2012, S.382). Heutzutage werden Patchwork- Familien „frei gewählt“ (vgl. Peuckert, 2012, S.382) und sind Folge von Trennungen und Scheidungen. Bien et al. (2002, S.87) unterscheiden zwischen drei verschiedenen Formen einer Patchwork- Familie: Die „einfache Patchwork- Familie“ bestehend aus einem leiblichen Elternteil, dem dazugehörigen Kind und dem neuen Ehepartner des Elternteils. Diese Zusammensetzung wird als Stiefmutter- bzw. Stiefvaterfamilie bezeichnet. Letzteres bildet die weitaus

häufigere Form (vgl. Bien et al., 2002, S.87ff.). Eine weitere Form ist die zusammengesetzte Patchworkfamilie. Hier bringt jeweils ein Elternteil Kinder mit in die neue Beziehung, sodass „beide Elternteile [...] gleichzeitig leibliche und Stiefeltern-teile [sind]“ (vgl. Bien et al., 2002, S.87ff.). Kommt noch ein weiteres, gemeinsames Kind, des neuen Paares hinzu, spricht man von einer komplexen Patchwork-Familie (vgl. Bien et al., 2002, S.87ff.). Die „mehrfach fragmentierten“ (vgl. Bien et. al., 2002, S.87ff) Patchwork- Familien beschreiben jene Familien, bei denen die oben genannten Zusammensetzungen mehr als einmal wiederholt wurden (vgl. Bien et al., 2002. S.87ff). Im Jahr 2006 waren ca. 10% aller Familien Patchwork- Familien, was mit der hohen Scheidungsrate und der damit einhergehenden hohen Wiederverheiratu-ngsrates zusammenhängt (vgl. Krähenbühl et.al., 2011, S.29). Die besonderen Herausforderungen einer Patchwork- Familie liegen, laut Bliersbach (2007, S.26), vor allem in dem vorherrschenden „Ungleichgewicht im Beziehungsverhältnis“ zu den Kindern (vgl. Bliersbach, 2007, S.26). Während der leibliche Elternteil auf eine, bereits gefestigte und meist langjährige, Beziehungshistorie zu seinem Kind zurück-blicken kann, muss der neue Partner seine Position erst finden und neu definieren, was häufig zu Konflikten und Spannungen auf beiden Seiten führen kann (vgl. Bliersbach, 2007, S.26).

2.3 Entwicklungsphase „Adoleszenz“

Mit „Adoleszenz“ wird die Entwicklungsphase zwischen dem 11. bzw. 12. und 18. Lebensjahr bezeichnet und beschreibt somit den Übergang von der Kindheit in das Erwachsenenalter. Nach Berk (2011, S.540) ist die Adoleszenz das Ergebnis von biologischen, psychischen und sozialen Einflüssen (vgl. Berk, 2011, S.540), die auf den jeweiligen Menschen einwirken. Die im Folgenden beschriebenen Phasen stellen die einzelnen Entwicklungsschritte dar:

1. Phase: Pubertäre, körperliche Veränderungen, die zur Geschlechtsreife führen
2. Phase: Körperliche Veränderungen sind abgeschlossen
3. Phase: Erwachsenes Äußeres, erwachsene Rollen und Funktionen

(vgl. Berk, 2011, S.490)

Um die oben genannten Phasen erfolgreich abschließen zu können, bedarf es der Bewältigung diverser Aufgaben, wie unter anderem, das Annehmen der körperlichen Veränderungen und kognitiven Weiterentwicklungen. In der Adoleszenz erlernt der Heranwachsende die Fähigkeit des „hypothetisch- deduktiven Denkens“ (vgl. Berk, 2011, S.518), was die Problemlösungsstrategie beschreibt „mit einer Hypothese, über die Variablen, die sich auf das Ergebnis auswirken können“ (vgl. Berk, 2011, S.541) zu arbeiten, logische, überprüfbare Schlüsse zu ziehen und diese Variablen dann zu isolieren und zu kombinieren (vgl. Berk, 2011, S.541). Zudem erlernt der Teenager das abstrahierte Denken, bei dem er lernt verbale Aussagen, unabhängig von realen Umständen, zu beurteilen (vgl. Berk, 2011, S.541). Als weitere wichtige Herausforderung in der Adoleszenz wird die emotionale Entwicklung beschrieben, welche von Erikson als Konflikt zwischen „Identität und Identitätsdiffusion“ bezeichnet wird (vgl. Berk, S.546). Auch die Autonomieentwicklung und die damit verbundene Neuordnung der Eltern-Kind- Beziehung stellen Herausforderungen in dieser Entwicklungsphase dar (vgl. Berk, 2011, S.565f.). Das einstige Kind löst sich zunehmend mehr vom Elternhaus ab, sodass sich die Familie „an [den] Veränderungen seiner Mitglieder anpassen [muss] (vgl. Berk, 2011, S.566). Diese besonderen Herausforderungen werden im Folgenden zunächst aus der Sicht der Eltern und anschließend aus derer der Jugendlichen dargestellt. Abgeschlossen wird dieses Kapitel mit der Beschreibung der Auswirkungen auf das Familienleben.

2.3.1 Herausforderungen der Eltern

Durch die vorangeschrittene körperliche und geistige Reife in der Adoleszenz sind Eltern mehr dazu bereit, ihren Kindern Unabhängigkeit und Verantwortung zu gewähren, als sie es bisher taten (vgl. Berk, 2011, S.565). Trotzdem werden sie durch das, stetig wachsende, Unabhängigkeits- und Autonomiebestreben der Kinder, die bisher meist den Ansichten und Regeln der Eltern folgten, herausgefordert und finden sich vor einer neuen Aufgabe wieder (vgl. Berk, 2011, S.565). Hierbei herrscht, zwischen Eltern und Jugendlichen häufig Dissens über das richtige Alter, bei der

Erteilung von Privilegien und Neugestaltung von Regeln (vgl. Berk, 2011, S.566). Um eine stabile Persönlichkeitsstruktur der Kinder zu fördern, ist, laut der Entwicklungspsychologin, Laura Berk (2001, S.565f.), ein gesundes Maß an Ausgewogenheit zwischen Schutz und Autonomie/ Selbstverwirklichung von elementarer Bedeutung (vgl. Berk, 2011, S.565). Nachweislich können eine zu stark ausgeprägte Strenge und Überbehütung in der Erziehung, vor allem in der Adoleszenz, für psychische Probleme und antisoziales Verhalten der Jugendlichen sorgen (vgl. Barber et.al., 2005). Crounther und Kollegen (2002, S.461ff.) bezeichnen daher eine „konsequente elterliche Kontrolle [...] mittels einer kooperativen Beziehung“ als den Königsweg im Umgang mit Selbstständigkeits- und Autonomiebestreben (Crounther et.al., 2002, S.461ff.). Neben den Herausforderungen im Umgang mit den eigenen Kindern, sehen Eltern sich zudem häufig mit einer Neudefinition der eigenen Rolle konfrontiert (vgl. Holmbeck, 1996, S.167ff.), da ihre Hauptaufgabe nicht mehr in der Kindererziehung liegt und sie den Abnabelungsprozess der Kinder häufig nicht als solchen anerkennen können. Eine starke Einengung der Kinder kann hierbei, je nach Kulturkreis, auf starken Widerstand der Jugendlichen stoßen (Phinney et.al., 2002, S.556ff.).

2.3.2 Herausforderungen der Jugendlichen

Zweifelsohne stellen die im oberen Abschnitt genannten Herausforderungen bei der Neuordnung der Eltern- Kind-Beziehung auch zu erledigende Aufgabe, für die Jugendlichen dar und könnten hier wörtlich übernommen werden. Da eine Dopplung der Inhalte jedoch vermieden werden soll, soll der Fokus im Folgenden auf den interpersonellen Herausforderungen der Jugendlichen liegen, die sich, zweifelsohne auch auf die familiäre Situation auswirken (vgl. Berk, 2011, S.583). Die Theorie des Stufenmodells von Erikson wird hier als eine der bekanntesten Theorien vorgestellt. Die Lösung des Konflikts zwischen „Identität und Identitätsdiffusion“ wird hierbei als die größte Herausforderung in der Adoleszenz beschrieben (vgl. Berk, 2011, S.582) und nun einer genaueren Betrachtung unterzogen.

Die Entwicklung einer eigenen Identität beginne, laut Erikson (1968, S.242ff.), nicht erst in der Adoleszenz, sondern bereits in der frühen Kindheit und ziehe sich über die gesamte Lebenspanne eines Menschen hindurch (vgl. Erikson 1968, S.242ff.; Grotevant, 1987, S. 203ff.). Trotzdem wird die bewusste und kritische Auseinandersetzung mit den vorgelebten Normen, Werten und zugesprochenen Persönlichkeitseigenschaften, als eine zentrale Aufgabe in der Adoleszenz beschrieben (vgl. Erikson, 1968, S.242ff.). Der Jugendliche formt, im übertragenen Sinne, seine eigene soziale Rolle und übernimmt dafür opportune Eigenschaften, Regeln und Sichtweisen der Familie oder grenzt sich von inadäquaten Dingen ab (vgl. Erikson, 1968, S.242ff.). Dieser Prozess kann auch Auswirkungen auf das familiäre System haben und wird in der Psychologie als „Ablösung“ beschrieben. Mit „Ablösung“ wird eine „Lockerung oder Auflösung einer (seelischen) Verbundenheit“ (vgl. Noak, 2017) mit dem Elternhaus oder Bezugspersonen hin zu einer individuellen, selbstbestimmten Persönlichkeit, bezeichnet (vgl. Noak, 2017). Oftmals sei dies ein familiärer Prozess, deren Herausforderung, unter anderem, wie bereits beschrieben, in der Neuordnung der familiären Rollen und Strukturen besteht (vgl. Noak, 2017) und dadurch Konfliktpotential impliziert, welches im folgenden genauer dargestellt werden.

2.3.3 Auswirkungen auf das Familienleben

Da „die Veränderung eines Systemteils das ganze System verändert“ (vgl. Remschmidt, 1992, S.129), soll im Folgenden, angelehnt an die vorangegangene Definition einer Familie als ein soziales System, das Augenmerk auf die Herausforderungen und Auswirkungen der Adoleszenz für das gesamte System gelegt werden. In der Adoleszenz wird, zunehmend von den Jugendlichen die emotionale und finanzielle bzw. materielle Unabhängigkeit angestrebt (vgl. Remschmidt, 1992, S.127). Familiäre Grundhaltungen, Werte und Normen werden kritisch hinterfragt und ggf. durch Alternativen ersetzt. Zudem ist eine vermehrte räumliche und zeitliche Distanzierung zu den Eltern, hin zu mehr Kontakt mit den Freunden und Klassenkameraden, zu beobachten (vgl. Remschmidt, 1992, S.128). Der Kinderpsychiater Helmut Remschmid (1992) beschreibt in dieser Phase eine zunehmende Reduktion der emotionalen Bindung zu den Eltern hin zu einer verstärkten Bindung an andere Jugendli-

che (vgl. Remschmidt, 1991, S.128). Trotzdem bleibe die Familie die wichtigste und am meisten verlässliche Bezugsgruppe. Fend (2000) bezeichnet die Familie als „ein Ort der Kommunikation und der Kommunikationseinübung sowie des Austausches von Gefühlen“ (vgl. Fend, 2000 zit. in Flammer et.al., 2002, S.174). Im Rahmen der Familien können Jugendliche sich austesten und ihre Fähigkeiten ausprobieren, was nicht selten zu vereinzelt, sehr emotionalen Konflikten führen kann. Die Jugendlichen verändern ihr Verhalten, ihren Habitus und ihre Sicht auf die Dinge. Wie bereits oben angedeutet, beeinflusst dieses neue Verhalten der Jugendlichen auch das der Eltern. Beispielsweise können Eltern auf einen verstärkten Ablösewunsch des Jugendlichen mit erhöhter Kontrolle reagieren, was wiederum Trotz und Distanzierung des Jugendlichen hervorbringen kann und zu Konflikten führt (vgl. Remschmidt, 1992, S.130). Die Folgen dieses Erziehungsverhaltens können vielschichtig sein und reichen von einer Stabilisierung der Bindung bis hin zu einer Trennung der Eltern-Kind- Beziehung. In der Literatur werden vier Interaktionsbereiche genannt, in denen ein Ablöseprozess zwischen Jugendlichen und ihrem Elternhaus stattfinden sollte und deren Beziehungsstruktur beeinflusst.

1. Die interaktionelle Ebene des gemeinsamen Umgangs und der Kommunikation
2. Die normative Ebene der elterlichen Kontrolle über die Jugendlichen
3. Die emotionale Ebene gefühlsmäßiger Bindung und Solidarität
4. Die ökonomische Ebene wirtschaftlicher Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit.

(vgl. Neidhardt et.al.,1970 zit. In Remschmidt, 1992, S.130)

Konflikte entstehen hier in erster Linie in alltäglichen Bereichen, wie beispielsweise Schule, berufliche Perspektiven und Arbeitslosigkeit (vgl. Remschmidt, 1992, S. 130ff.). Erziehungsstile der Eltern (vgl. Douvan et.al., 1966 zit. in Remschmidt, 1992, S.133), die optische Darstellung des Adoleszenten oder die fehlende Unterstützung im Haushalt bilden weitere mögliche Konfliktherde (vgl. Engel et.al., 1989 zit in Flammer et.al., 2002, S.172). Flammer und Kollegen (2002, S.174) bezeichnen diese Konflikte als „Stellvertreterkonflikte“, deren eigentliches Konfliktpotential tiefer liegt, jedoch nur selten zum Vorschein komme (vgl. Flammer et.al. 2002, S.174).

Insgesamt gehen Forscher davon aus, dass die einzelnen, alltäglichen Konflikte in der Adoleszenz, zwischen Jugendlichen und ihren Eltern, das gute, stabile Verhältnis nicht gefährden (vgl. Holmbeck, 1996 zit. in Flammer et.al., 2002, S.174). Langanhaltende, chronische Konflikte können jedoch einen erheblichen, negativen Einfluss auf die Entwicklung des Jugendlichen haben und eventuell ursächlich für psychische Störungen (vgl. Rutter et. al., 1976, zit. in Flammer et.al., 2002, S.174), dissoziales Verhalten (vgl. Avila, 2000, zit. in Flammer et.al., 2002, S174) oder fanatische Tendenzen (vgl. Ullmann, 1982, zit. in Flammer et.al., 2002, S.174) sein.

3 Kommunikation

„Man kann nicht nicht kommunizieren, denn jede Kommunikation (nicht nur mit Worten) ist Verhalten und genauso wie man sich nicht nicht verhalten kann, kann man nicht nicht kommunizieren“ (vgl. Watzlawick, 2011, S.60). Dieses berühmte Zitat des Kommunikationstheoretikers Paul Watzlawick bildet eines seiner fünf Axiome und weist darauf hin, dass sich kein Mensch einer Kommunikationsform, sei sie verbal oder nonverbal, entziehen kann. Da diese Arbeit sich mit der (defizitären) Kommunikation in Familien auseinandersetzt, bedarf es einem grundsätzlichen Verständnis dieses Begriffs. Im Folgenden soll zunächst eine basale Definition geschaffen werden, um in den nächsten Schritten zwei Kommunikationstheorien vorzustellen. Es sei an dieser Stelle ausdrücklich erwähnt, dass diese Auflistung keine Vollständigkeit beansprucht und lediglich dem Nutzen dieser Arbeit dient. Abgeschlossen wird dieser Themenkomplex mit den Herausforderungen innerhalb der Kommunikation.

3.1 Definition

Aufgrund der Vielzahl von Definitionen und Verständnissen über den Begriff der Kommunikation soll hier ein Fundament gelegt werden, das für alle vorhandenen Kommunikationstheorien zutreffend ist. Orientierung findet diese Definition an Six et. al. (2007). Als Kommunikation wird ein interaktiver Austausch von verbalen oder

nonverbalen Botschaften (Nachrichten) zwischen mindestens zwei Kommunikationsteilnehmern bezeichnet und findet immer innerhalb eines Kontextes statt. Der Sender einer Nachricht verfolgt dabei meist eine Intention, aus der heraus er diese an den oder die Empfänger versendet (vgl. Six, et.al., 2007, S.21ff.). Auf dieser Grundlage sollen im Verlauf dieses Kapitels Kommunikationsmodelle nach Friedemann Schulz von Thun sowie nach Grice, auf welchem die gewaltfreie Kommunikation nach Marshall Rosenberg, beruht, vorgestellt werden.

3.2 Funktion von Kommunikation

Kommunikation hat viele Gesichter. Besonders in der heutigen Zeit wird mit allem, was man tut, sagt oder trägt ein Statement, eine Aussage (vgl. Delhees, 1994, S.11) getätigt, mit der man sich präsentieren und als soziales Wesen verständlich machen will. Laut Delhees (1994, S.11) verwirklicht sich der Mensch erst in der Kommunikation, wodurch Kommunikation auch einen Selbstzweck erfüllt. Kommunikation ist, per Definition, nur mit anderen Menschen möglich und beinhaltet eine Interaktion von mindestens zwei Beteiligten. Die vielen Wortzusammensetzungen, die mit Kommunikation in Verbindung gebracht werden, wie *miteinander sprechen*, *gegeneinander argumentieren* oder *aneinander geraten* stellen exemplarisch dar, dass Kommunikation auch immer etwas mit Verbundenheit zum Gegenüber zu tun hat. Watzlawick und Kollegen (2012, S.58) heben in ihrem Werk über die menschliche Kommunikation ausdrücklich hervor, „...dass das *Material* jeglicher Kommunikation keineswegs nur Worte sind, sondern auch alle paralinguistischen Phänomene (...), Körperhaltung und Ausdrucksbewegung usw. innerhalb eines bestimmten Kontexts umfasst“ (vgl. Watzlawick et.al., 2011, S.58). Wodurch Watzlawick das gesprochene Wort mit dem menschlichen Verhalten gleichsetzt.

3.3 Kommunikation in komplexen Systemen

Als *komplex* wird eine Sache beschrieben, die vielschichtig zusammengesetzt und ineinandergreifend ist (Duden, 2017). All diese Beschreibungen treffen zweifelsohne auf zwischenmenschliche Systeme, wie Familien oder Freundschaften, zu. Watzlawick definiert die einzelnen Variablen dieser Systeme als „mit- anderen- Personen- kommunizierende- Personen“ (vgl. Watzlawick, 2011, S.138), was den untrennbaren Zusammenhang von Systemvariablen, Kommunikation und der Deskription von Systemen eindeutig hervorhebt. Hall und Fagen (1956, S.18) sehen Beziehungsaspekte, innerhalb eines Systems, als einen der wichtigsten Teile von Kommunikation an und haben die Beeinflussung von Kommunikation auf die Stabilität von Beziehungen erforscht. Beide Autoren bezeichnen ein System dann als stabil, wenn die Variablen in diesem System innerhalb gewisser feststehender Grenzen bestehen bleiben (vgl. Hall et.al., 1956, S.23). Diese Kriterien betreffen Familien, Freundschaften aber auch besondere berufliche und geschäftliche Beziehungen und zeichnen sich durch eine gewisse Kontinuität oder Langlebigkeit aus, wodurch wiederum pathologische Kommunikationsmuster, sprich defizitäre Kommunikation, entstehen kann (vgl. Watzlawick, 2011, S.148). Bezugnehmend auf die Kapitelüberschrift sind hiermit also jene Systeme gemeint, die eine gewisse Dauer, Vielschichtigkeit und im weitesten Sinne Tradition aufweisen. Diese Systeme bestehen aus dem Verhalten des Individuums innerhalb des Systems und der Variable X, was die Eigenschaften eines Systems beschreibt, die wiederum das Verhalten des Einzelnen beeinflussen (vgl. Watzlawick, 2011, S.54). Watzlawick (2011, S.54) beschreibt Kommunikation insgesamt als einen kreisförmigen Prozess, bei dem weder Anfang noch Ende genau identifiziert werden können. Störungen in dieser Kommunikation träten besonders in langlebigen Beziehungen auf, da hier eine gewisse Dynamik zu beobachten sei (vgl. Watzlawick, 2011, S.54). Besonders anschaulich werden der Zusammenhang und die gegenseitige Beeinflussung des Einzelnen auf das System (und umgekehrt) dargestellt, wenn Veränderungen eintreten, da sich diese meist auf die Beziehungsstruktur auswirken und ungeahnte, sowohl positive als auch negative Folgen haben können (vgl. Watzlawick, 2011, S.153). Kommunikationsmodelle versuchen diese Störungen

zu erkennen, zu beschreiben und zu erklären. Im Folgenden sollen zwei dieser Theorien detailliert vorgestellt werden.

3.4 Kommunikationsmodelle/ Theorien

Kommunikationsmodelle beschäftigen sich im Allgemeinen mit „den Strukturen und Prozessen der Kommunikation zwischen Menschen in unterschiedlichen sozialen Systemen“ (vgl. Frindte, 2001, S.23). Sie versuchen zu beschreiben, verstehen und erklären wie Kommunikation *funktioniert*. Insgesamt wird in der Literatur davon ausgegangen, dass Kommunikation das Ziel verfolgt, eine wechselseitige Konstruktion der Wirklichkeit entstehen zu lassen (vgl. Frindte, 2001, S.22). Kommunikationspsychologen teilen die vorhandenen Kommunikationstheorien und –Modelle in vier Kategorien ein, die im Folgenden, angelehnt an die Darstellung von Röhner und Kollegin, kurz vorgestellt werden (vgl. Röhner et.al., 2012, S.15ff).

Die *Encoder-/ Decoder- Modelle* verstehen Kommunikation als Ver- und Entschlüsselungsprozess, bei dem eine codierte Botschaft über einen Kommunikationskanal an einen Empfänger oder Adressaten, versendet wird. Der Adressat dieser Botschaft erhält nun die Aufgabe, die verschlüsselte Botschaft zu entschlüsseln, um diese verstehen und einordnen zu können. Hierbei kann es zu häufigen Missverständnissen und Fehlinterpretationen kommen (vgl. Röhner et.al., 2012, S.15ff.). Die Modelle von Shannon und Weaver (1949) sowie das „4- Ohren- Modell“ nach Friedemann Schulz von Thun (2000), welches im Folgenden detaillierter vorgestellt wird, finden in dieser Oberkategorie ihre Einordnung.

Anders als in dem oben genannten Modell liegt die Verantwortung des korrekten Übermittels einer Nachricht bei den *intentionalen Modellen* ausschließlich beim Sender einer Botschaft. Er hat dafür Sorge zu tragen, dass seine Botschaft nachvollziehbar und verständlich beim Empfänger ankommt und sollte dafür folgende Maxime, wie jene nach Grice (1975), beachten. Die *Maxime der Quantität* beschreiben den Informationswert einer Nachricht. Hierbei kann der Sender einer Nachricht kri-

tisch hinterfragen, welche Informationen der Empfänger der Nachricht benötigt, um diese eindeutig zu verstehen oder auf welche er evtl. verzichten kann. Die *Maxime der Qualität* verpflichtet den Sender einer Botschaft dazu, nur das zu sagen, was er für wahr und richtig hält. Bei den *Maximen der Modalität* geht es um die Vermeidung von Mehrdeutigkeit und einer unstrukturierten Botschaft. Bei der abschließenden *Maxime der Relevanz* sollte der Sender der Botschaft kritisch hinterfragen, ob seine Nachricht wirklich notwendig und relevant ist (vgl. Röhner et.al., 2012, S.15ff.). Die gewaltfreie Kommunikation nach Rosenberg ist ebenfalls in diese Kategorie einzuordnen und wird im folgenden Kapitel detailliert vorgestellt.

Die *Perspektivübernahmemodelle*, wie die Kommunikationsregeln der klientenzentrierten Gesprächsführung nach Carl Rogers, sehen die Verantwortung für gelingende Kommunikation, anders als Grice oder Rosenberg, beim Empfänger einer Nachricht (vgl. Röhner et. al., 2012, S.23). Zwar legte Rogers seine Grundprinzipien, für ein konstruktives und harmonisches Miteinander in erster Linie für Berater und Therapeuten fest, einer Übertragung in ein nicht- professionelles Setting ist jedoch nicht entgegen zu bringen (vgl. Röhner et.al., 2012, S.23). Eine ausführliche Darstellung der Kommunikationsregeln nach Carl Rogers findet sich im Verlauf dieses Kapitels.

Die vierte Kategorie der Kommunikationsmodelle bilden die *Dialogmodelle*, die u. a. die fünf Axiome der Kommunikation nach Paul Watzlawick (vgl. Watzlawick et.al.,2000, S.58ff.) beinhalten. Der Kommunikationswissenschaftler und Psychotherapeut geht davon aus, dass es Menschen nicht möglich ist, nicht zu kommunizieren (1. Axiom). Zudem findet immer, so Watzlawick (2000, S.58ff.), eine Vermischung zwischen dem Inhalts- und Beziehungsaspekt in einer Kommunikation statt (2. Axiom). Ist die Beziehung zu meinem gegenüber beispielsweise angespannt und durch Respektlosigkeit geprägt, fällt es mir schwerer inhaltliche Informationen oder Bitten dieser Person anzunehmen. Das dritte Axiom geht von einer Zirkularität von Kommunikation aus und definiert Kommunikation als fortwährenden Austausch. Keiner könne feststellen wie bzw. durch was die Kommunikation, der Austausch zwischen zwei Menschen stattgefunden habe. Das 4. Axiom beleuchtet das Zusammenspiel

von digitaler (verbaler) Kommunikation und analoger (nonverbaler) Kommunikation. Empfindet ein Empfänger einer Nachricht diese beiden Kanäle als asynchron bzw. inkongruent, kann dies zu Verwirrungen und Störungen des Kommunikationsablaufs führen. Das letzte Axiom von Watzlawick (2000, S.61ff.) beleuchtet die Beziehungsebenen, in denen sich die Kommunikationsteilnehmern befinden. Hierbei wird zwischen symmetrisch (gleichwertig) und komplementär (ergänzend) unterschieden (vgl. Röhner et.al., 2012, S.15ff.).

3.4.1 Das „Vier- Ohren Modell“ nach Schulz von Thun

Der Kommunikationspsychologe, Friedemann Schulz von Thun vertritt die Ansicht, dass eine Nachricht immer auf vier Ebenen gesendet oder gehört werden kann (vgl. Schulz von Thun, 2002, S.25). Die grafische Darstellung, die den Kopf eines Menschen mit vier überdimensionalen Ohren bzw. Schnäbeln zeigt, dürfte hinlänglich bekannt sein und soll im Folgenden in Worten dargestellt werden (vgl. Schulz von Thun, 2002, S.25). Hierbei wird sich, um eine unnötige Komplexität des Gegenstands zu vermeiden, ausschließlich auf die vier Seiten, wie eine Nachricht gesendet werden kann, konzentriert. Die Ohren, mit denen eine Nachricht gehört wird, können hier synonym eingesetzt werden.

1. *Sachinhalt*: Diese Seite einer Nachricht bezeichnet eine sachliche Beschreibung von Inhalten, Situationen oder Gegenständen. Nach Schulz von Thun (2002, S. 26 ff.) geht es bei diesem Aspekt einer Nachricht ausschließlich „um die Sache“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.26).
2. *Selbstoffenbarung*: Neben Sachinformationen besteht eine Nachricht auch immer aus „Informationen über die Person des Senders“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.26). Teilweise ist die Selbstoffenbarung ein bewusster, teilweise ein eher unbewusster Vorgang beim Senden einer Nachricht. Der Sender legt mit seiner Nachricht immer Informationen über seine Gedanken, Gefühle und Bedürfnisse offen und teilt sie seinem gegenüber (unfreiwillig) mit (vgl. Schul v. Thun, 2002, S.26).

3. *Beziehungsaspekt*: Der Beziehungsaspekt gibt Aufschluss darüber, wie der Sender einer Nachricht zum Empfänger steht und umgekehrt. Hierbei spielen Tonfall, non-verbale Kommunikation (Gestik, Mimik etc.) und Formulierungen eine ausschlaggebende Rolle. Schulz von Thun (2002, S.26ff.) geht davon aus, dass eine Nachricht neben einer Sachinformation immer „eine bestimmte Art von Beziehung“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.28) ausdrückt, die zwischen Sender und Empfänger, auf der einen Seite und die Haltung des Senders dem Empfänger gegenüber auf der anderen Seite. Das folgende Zitat soll exemplarisch für den Beziehungsaspekt stehen und ihn deutlich von dem der Selbstoffenbarung abgrenzen: „Während also die Selbstoffenbarung Ich- Botschaften enthält, enthält die Beziehungsseite einerseits Du- Botschaften und andererseits Wir- Botschaften“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.28).
4. *Appell*: Die Appell- Seite einer Nachricht versteht diese als Einflussnahme auf den Empfänger. Eine derartig eingefärbte Nachricht enthält die Bitte, oder strenger formuliert, die Forderung an den Empfänger etwas zu tun, zu denken oder zu unterlassen. Versteckte Appelle können einen manipulativen Charakter haben und den Empfänger direkt beeinflussen (vgl. Schul v. Thun, 2002, S.29).

3.4.2 Die gewaltfreie Kommunikation nach Marshall Rosenberg

Wie bereits zu Beginn dieses Kapitels erwähnt, handelt es sich bei der gewaltfreien Kommunikation (GfK), die 1963 von Marshall Rosenberg begründet wurde, um ein intentionales Kommunikationsmodell (vgl. Röhner et.al., 2012, S.15ff.). Rosenberg war im Verlauf seiner Biographie durch gewaltvolle Erfahrungen geprägt worden und hegte seit frühester Kindheit den Wunsch zu verstehen, warum Menschen seinesgleichen gegenüber gewaltvoll gegenübertraten (vgl. Rosenberg, 2012, S.219), weshalb er sich im Rahmen seiner Forschungen mit zwei leitenden Fragen auseinandersetzte: „Was geschieht genau, wenn wir die Verbindung zu unserer einfühlsamen Natur verlieren und uns schließlich gewalttätig und ausbeuterisch verhalten?“ (vgl. Rosenberg, 2012, S.21). Die Bedeutung von Worten und Sprache nahm bei seinen Erkenntnissen eine entscheidende Position ein, was ihn zur Entwicklung der gewaltfreien Kommunikation inspirierte. Ziel der GfK sei es „mit anderen auf eine Weise in

Kontakt zu kommen, die unser natürliches Einfühlungsvermögen zum Ausdruck bringt“ (vgl. Rosenberg, 2012, S.22). Somit geht Rosenberg davon aus, dass jeder Mensch ein, von der Natur gegebenes, Einfühlungsvermögen besitzt, welches er im Kontakt mit anderen Menschen zum Einsatz bringen sollte, um ein harmonisches und gewaltfreies Miteinander zu erfahren. Zudem trage die GfK dazu bei, die eigene Selbstachtung zu stärken und zu optimieren (vgl. Rosenberg, 2012, S.22). Die GfK insgesamt ist für ihre Vertreter mehr als eine Art des zwischenmenschlichen Austausches, es ist eine Grund- oder Lebenseinstellung, die über die Grenzen der Kommunikation hinaus geht. Rosenberg beschrieb es mit den Worten: „Von Herzen geben aus der Freude heraus das Leben eines anderen Menschen zu bereichern“ (vgl. Rosenberg, 201, S.24). Die praktische Umsetzung der GfK erfolgt in vier Schritten, die nachfolgend dargestellt werden (vgl. Rosenberg, 2012, S.25):

1. *Beobachtung*: Objektive Beschreibung eines Zustandes, ohne Bewertung oder Beurteilung.
2. *Gefühle*: Welches Gefühl kommt in uns auf, wenn wir das Beobachtete erleben?
3. *Bedürfnisse*: Welches Bedürfnis steht hinter dem beschriebenen Gefühl?
4. *Bitten*: Was wünschen wir uns von unserem Gegenüber? Warum bitten wir ihn? Was *brauchen* wir für eine optimierte Lebensqualität?

Rosenberg hebt in seiner Darstellung der GfK hervor, dass diese nicht ausschließlich aktiv, sprich vom Sender einer Nachricht, betrieben werden sollte, sondern auch dann Verwendung findet, wenn wir unserem Gegenüber zuhören. Das Ziel hierbei bestehe darin, die empfangene Botschaft in die vier Komponenten der GfK aufzuschlüsseln, um somit das Gehörte für uns verständlicher und nachvollziehbarer zu machen (vgl. Rosenberg, 2012, S.25).

3.4.3 Regeln einer gelingenden Kommunikation nach Rogers

Wie bereits zu Beginn dieses Kapitels erwähnt, fußen die Regeln für gelingende Kommunikation auf dem humanistischen Menschenbild nach Carls Rogers, der da-

von ausgeht, dass „jedem Mensch ein Wachstumspotential zu eigen [ist], das in der Beziehung zu einer Einzelperson freigesetzt werden kann“ (vgl. Rogers, 2004, S.17). Die Verantwortung, dieses Potential hervorzubringen, liegt hier bei dem Gesprächspartner, dem Gegenüber und nicht, wie bei den vorangegangenen Modellen, bei der Person selbst. Ziel ist es die Perspektive des Gegenübers einzunehmen, um sie zu verstehen. Die grundlegende Maxime dieses humanistischen Menschenbildes sollen im Folgenden erläutert werden:

1. *Echtheit*: Der Grundstein bildet die Echtheit oder auch Kongruenz (vgl. Rogers, 2004, S.31). Hierbei gehe es darum, sich seinen Empfindungen und Gedanken bewusst zu sein und diese seinem Gegenüber mitzuteilen, wodurch die Transparenz innerhalb der Kommunikation gefördert werden soll. Echtheit bedeute weiter, dass man, im Kontakt mit anderen Personen, ehrlich und authentisch bleibt auch, wenn unangenehme Dinge geäußert werden (müssen). Hierbei sollte auf die Vermeidung von Urteilen und Du- Botschaften geachtet werden (vgl. Rogers, 2004, S.31f.).
2. *Empathie*: Hiermit wird ein sensibles Nachempfinden des Erlebten und der Gefühle des Gegenübers beschrieben. Der Gesprächspartner sollte sich nach Möglichkeit, die Welt des Gegenübers zu eigen machen, was die Entwicklung des Gesprächspartners fördere (vgl. Rogers, 2004, S.23). Ziel sei es ein tiefgehendes Verstehen, Nachempfinden und Mitfühlen zu erlangen (vgl. Rogers, 2004, S.24f.).
3. *Akzeptanz*: Eine bedingungslose Akzeptanz meines Gegenüber bildet, nach Rogers (2004, S.27), die dritte Säule, auf der das humanistische Menschenbild aufgebaut ist. Dieser Grundstein sei vergleichbar mit einer Eltern- Kind- Beziehung, in der eine bedingungslose Liebe und Akzeptanz des Kindes naturgemäß vorhanden sei. Rogers (2004, S.27) hebt in diesem Punkt hervor, dass Akzeptanz nicht immer gutheißen bedeute, sondern es um die Hinnahme, der Eigenschaften, Gedanken und Gefühlen des Klienten gehe und ihm für seine Schilderungen bedingungsloser Glauben geschenkt werden solle (vgl. Rogers, 2004, S.28).

3.5 Herausforderungen in der Kommunikation

Angelehnt an das Kapitel 3.3 *Kommunikation in komplexen Systemen*, sollen im Folgenden die Herausforderungen innerhalb der Kommunikation genauer betrachtet und dargestellt werden. Vorausgesetzt wird hierbei das grundsätzliche Wissen um und über Kommunikationsmodelle aus den vorangegangenen Kapiteln und den implementierten Annahmen, wodurch und wann Kommunikation *pathologisch* werden kann. Dieses Kapitel befasst sich mit der Frage, wie eine solche Pathologisierung von Kommunikationsvorgängen vermieden werden kann. Eingeleitet wird dieses Thema mit den Herausforderungen innerhalb des Kommunikationsmodell nach Friedemann Schulz von Thun (2002, S.26ff.). Schulz von Thun geht, trotz einer scheinbaren Isolierung der vier Seiten einer Nachricht (Kapitel 3.4.1.) davon aus, dass, vor allem der Selbstoffenbarungsaspekt aus keiner dieser Ebenen herausgehalten werden kann. Es sei möglich die Selbstoffenbarung mehr oder weniger zu tarnen „aber sie kann nicht nicht sein“ so Schulz von Thun (2002, S.99). Sowohl für den Sender einer Nachricht, als auch für deren Empfänger sei der Umgang mit der Selbstoffenbarungsseite emotional und energetisch anspruchsvoll und „psychologisch brisant“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.99). Grundsätzlich schwinde bei dem Sender einer Nachricht immer die Angst mit, von seinem Empfänger be- oder sogar verurteilt zu werden. Die Sorge um die Frage: „Wie stehe ich in den Augen des anderen da?“ sei dabei übermächtig und leitend bei der Auswahl unserer Worte und Inhalte (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.100). Diese Angst vor einer Verurteilung durch mein Gegenüber entstehe bereits in frühester Kindheit, aufgrund dessen, dass das kindliche Individuum auf gesellschaftliche und familiäre Konventionen trifft und dadurch eine durchgängige Maßregelung, in Form von Verstärkung oder Bestrafung für gewünschtes oder unerwünschtes Verhalten erhält. Im Laufe der Zeit entstehe dadurch eine Art Automatismus, der uns in jedem Menschen eine Art Richter oder eine Jury vermuten lässt, der über uns sein Urteil fällt (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.100). Häufig seien diese Ängste vor Verurteilung und Bestrafung überzogen und realitätsfern, da jeder Mensch, durch seine Erfahrungen und lebensgeschichtliche Prägung, sein eigener strengster Richter sei und seine Maßstäbe für sich selbst den anderen zuschreibe (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.100). Wir teilen Gefühle, Verhalten und Gedanken in *gute*

und *schlechte* ein und scheinen stets danach bestrebt, die schlechten zu unterdrücken oder zu verbergen (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.102). Schulz von Thun beschreibt die Entstehung der sogenannten „Selbstoffenbarungsangst“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.101) als eine Art Teufelskreis, bei dem die Entstehung in der Kindheit durch außen, sprich Eltern, Erzieher, Lehrer etc., veranlasst wurde und so konsequent in unserer eigenes Denken und Fühlen übernommen wurde, dass wir praktisch davon überzeugt sind, dass andere über unsere Kommunikation im weitesten Sinne genauso urteilen (würden), wie wir es in dem Moment selbst tun (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.103). Schulz von Thun (2002, S.103) beschreibt es mit den Worten: „Der Richter [dem wir zuvor in der Außenwelt begegnet sind] ist in uns in Gestalt eines Gewissens...“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.103). Die Herausforderung innerhalb der Kommunikation mit anderen Menschen besteht nun darin, sich dieser „Selbstoffenbarungsangst“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.101) bewusst zu werden und sie im Idealfall zu überwinden, indem wir unserem Gegenüber einen Einblick in unsere Gedanken, Gefühle und Sorgen ermöglichen. Eine scheinbar einfache Lösung für ein (teilweise) chronifiziertes Problem. Jedoch stellt sich an dieser Stelle die Frage, wie es gelingen kann mich meinem Gegenüber zu *offenbaren*. Ein Zitat von Schulz von Thun könnte hier Aufschluss ermöglichen: „Um anderen den Zugang zu mir zu erlauben, muss ich erst einmal den Zugang zu mir selbst gefunden haben“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S. 99). Wenn wir diese Erkenntnis als handlungsleitend ansehen, liegt die Herausforderung für gelingende Kommunikation zunächst in der Selbstklärung und damit einhergehend in der Beantwortung der Fragen: *Was fühle ich?* Und *Was brauche ich?* Wodurch wir unweigerlich zu der Bedürfnis- und Gefühlsorientierung der gewaltfreien Kommunikation nach Rosenberg gelangen, der diese Haltung postuliert (Kapitel 3.4.2). Beide Kommunikationsmodelle haben somit gemeinsam, dass eine Klärung des eigenen Selbst in jeglicher Form unabdingbar für gelingende Kommunikation ist. Da viele Menschen es als herausfordernd und teilweise befremdlich empfinden, über sich selbst oder gar ihre Gefühle zu sprechen *verstecken* diese sich häufig hinter sprachlichen Formulierungen, die eine Selbstoffenbarung verschleiern. Gerne genutzt werden „Man- Sätze“, Wir- statt Ich- Formulierungen, Fragen oder eine Abstrahierung durch das Wörtchen „Es“ („Es ist ganz schön gruselig“ anstatt „Ich habe Angst“) (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.111). Die Herausforde-

rung, für jeden einzelnen, besteht somit darin, sich dieses sprachlichen Versteckspiels bewusst zu werden und eine klare Sprache zu verwenden. Die Herausforderungen im Rahmen des Beziehungsaspektes finden im folgenden Kapitel ihre Darstellung.

4 Kommunikation in der Familie: Risiken und Chancen

Watzlawick (2011, S.151) beschreibt „Kommunikation [als] eine Definition der Beziehung“ (vgl. Watzlawick, 2011, S.151) und geht anhand seiner Forschungen davon aus, dass Beziehungspartner ihre Beziehungen durch Kommunikation gestalten, indem sie auf jegliche Art der Kommunikation reagieren. Sie verwerfen Definitionsangebote, korrigieren sie oder bestätigen diese. Eine häufige Korrektur oder Verwerfung der Beziehungsdefinition kann zu Instabilität, Krisen oder sogar Beziehungsabbrüchen führen (vgl. Watzlawick, 2011, S.151). Diese ständige, latente Beziehungsdiskussion sei häufig bei sogenannten *pathologischen Familien* zu beobachten, da ihre Art der Kommunikation einen ständigen Streit über Beziehungsfragen implementiere (vgl. Watzlawick, 2011, S.151). Klare und einvernehmliche Beziehungsstrukturen sorgen für Stabilität innerhalb dieser Beziehung, was wiederum für Verlässlichkeit und Selbstverständlichkeiten über das, was gemacht, gesagt oder beschlossen wird, sorgt (vgl. Watzlawick, 2011, S.151). Jackson (1965 zit. in Watzlawick et.al., 2011, S.151) nennt diese Stabilisierung „Beziehungsregeln“ und beschreibt damit die oben genannten Aspekte deren „Gültigkeit sich über ein weites Spektrum von Gegebenheiten der Inhaltsstufe erstreckt“ (vgl. Watzlawick, 2011, S. 151). Der Annahme von Jackson zufolge handelt es sich bei Familien um regelgesteuerte Systeme (vgl. Jackson, 1965, zit. in Watzlawick, 2011, S.151), die danach bestrebt sind, eine ständige Homöostase, ein ständiges Gleichgewicht, zu erhalten. Die Konsequenz daraus ist, dass alle Familienmitglieder ständig, ähnlich wie bei einer Schalenwaage, darum bemüht sind, das System im Einklang zu bringen. Da, wie bereits mehrfach beschrieben, eine Veränderung jedes einzelnen Familienmitgliedes Auswirkungen auf das gesamte System hat, ist dieses Streben nach Gleichgewicht und Einklang eine immer währende Herausforderung (vgl. Watzlawick, 2011, S.152). Die Chance für Familien besteht demzufolge darin, für eine stabile

Beziehung zwischen den einzelnen Familienmitgliedern zu sorgen. Verlässlichkeit zu schaffen, einen respektvollen Umgang miteinander zu pflegen und Verantwortung für einander zu übernehmen. Das Konzept der Verantwortungsübernahme ist in den Grundregeln der GfK nach Rosenberg verankert und wird im Folgenden erläutert. Ein Zwischenfazit dieses Kapitelabschnitts über familiäre Kommunikation könnte somit lauten: Wenn Kommunikation Beziehungen definiert und Beziehungen das familiäre System beeinflussen, dann beeinflusst schlussendlich (pathologische) Kommunikation das gesamte Familiensystem. Nach Watzlawicks Annahmen besteht die Chance somit darin, Kommunikation und somit das System bewusst und direkt zu beeinflussen, das Risiko darin über defizitäre Kommunikation dem familiären System zu schädigen.

Ergänzend zu den Ausführungen von Watzlawick sollen die Erklärungsmodelle nach Schulz von Thun, die ihren Fokus im Bereich von zwischenmenschlichen Beziehungen haben, dargestellt werden. Der oben beschriebene Beziehungsaspekt einer Nachricht, ist, nach Ansicht von Schulz von Thun (2002, S.156), von „außerordentlich großer Bedeutung in der zwischenmenschlichen Kommunikation“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.156). Je nach Definition und Stabilität einer Beziehung sowie Sozialisation eines Menschen könne es sein, dass manche Partner ein besonders stark ausgeprägtes Beziehungsohr haben und dadurch auf jegliche Art von Nachricht sehr emotional reagieren, da sie nicht mehr darauf fokussiert sind, *was* der Partner sagt, sondern *wie* er es sagt (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.156). Auch in Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sei der Beziehungsaspekt von prägender Bedeutung. Wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln erwähnt, sagt jede Botschaft eines Senders auch etwas über die Beziehung zum Empfänger der Botschaft aus. Schulz von Thun spricht dabei von der „Wir- Botschaft“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.179). Ähnlich wie Watzlawick spricht er von vier Reaktionen auf Beziehungsvorschläge eines Senders: „Akzeptieren“, „Durchgehen lassen“, „zurückweisen“ und „ignorieren“ (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.181f.). Da diese Beschreibungen für den Leser selbsterklärend sein sollten, wird auf eine weitere Ausführung an dieser Stelle verzichtet. Ein stärkeres Augenmerk wird hingegen auf die Folgen von Beziehungsbotschaften in Bezug auf das Selbstkonzept einer Person gelegt. Aufgrund dessen, dass der Emp-

fänger einer Botschaft mit dieser immer ein Bild bzw. Konzept beigelegt bekommt, das der Sender dieser Botschaft von ihm zu haben scheint, sind Kinder, die sich auf der Suche nach einer eigenen Identität und Konzeption eines Selbstbildes befinden, auf diese Art von Hinweis angewiesen (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.187) und werden durch die Bilder, die Erwachsene von ihnen zu haben scheinen, geprägt. Je nach Ausprägung dieses Bildes können die Auswirkungen darauf positiv und bestärkend sein, aber auch Kinder in die Entmutigung drängen und dafür sorgen, dass ihre „see-lische Energie auf den Kampfplätzen der Rivalität“ vergeudet wird (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.187). Ein unsicheres oder stark rivalisierendes Kind hat wiederum Auswirkungen auf das Familienleben und kann für *Störungen* sorgen. Demzufolge kann eine umsichtige und aufmerksame Kommunikation zum einen den Selbstwert des Kindes stärken und, daran angeschlossen, für ein konfliktfreies Familienleben sorgen.

In den vorangegangenen Darstellungen von interfamiliärer Kommunikation in Verbindung mit möglichen Chancen und Risiken, fanden die Wörter *bewusstes Kommunizieren* bzw. *bewusste Beziehungsgestaltung* und *Verantwortungsübernahme* häufige Nennung, was sich konkret hinter diesen Bezeichnungen verbirgt stellt die gewaltfreie Kommunikation nach Rosenberg anschaulich dar. Der Konfliktforscher teilt Kommunikation in zwei Kategorien ein: In eben jene gewaltfreie Kommunikation und eine lebensentfremdende Kommunikation, die nach Rosenbergs Auffassung ein deutliches Risiko für die Beziehungsgestaltung zu anderen Menschen beinhaltet und damit auch Auswirkungen auf das familiäre Zusammenleben haben kann (vgl. Rosenberg, 2012, S.35ff.). Unter lebensentfremdender Kommunikation fasst Rosenberg (2012, S.35ff.) als ersten Punkt „moralische Urteile“ (vgl. Rosenberg, 2012, S.35) auf, mit denen wir unserem Gegenüber begegnen. Hierunter versteht man den Vorwurf von Fehlverhalten oder eine Bewertung des Verhaltens, die wir vornehmen, um über unseren Kommunikationspartner zu urteilen. Rosenberg bemängelt bei dieser Art von Kommunikation, dass der Mensch in diesem Moment kaum Kontakt zu sich selbst und seiner Gefühls- und Bedürfniswelt zu haben scheint und sich stattdessen auf sein gegenüber konzentriert, ja regelrecht einschließt (vgl. Rosenberg, 2012, S.35ff.). Die Ursache eines Konflikts wird demzufolge meist beim Gegenüber ge-

sucht und implementiert die Unfähigkeit des Kommunikationsteilnehmers, sich auf seine Gefühle und Bedürfnisse zu konzentrieren. Die Folgen können Kommunikationsboykotte und Frust auf beiden Seiten sein (vgl. Rosenberg, 2012, S.35ff.). Ein weiterer Punkt der lebensentfremdenden Kommunikation ist das Anstellen von Vergleichen. Hiervon scheinen besonders Kinder häufig betroffen zu sein, da ihre Eltern, in der Hoffnung ihre Kinder dadurch motivieren zu können, häufig Freunde, Nachbarn oder Personen des öffentlichen Lebens, als Vergleichsobjekte zu Rate ziehen (vgl. Rosenberg, 2012, S.35ff.) und somit den Kindern eine unrealistische Vorstellung der Wirklichkeit bieten und ihnen vor Augen führen, wozu sie alles nicht in der Lage sind oder was sie nicht erreichen werden. Die letzte Gefahr in eine lebensentfremdende Kommunikation abzugleiten ist das leugnen von Verantwortungen (vgl. Rosenberg, 2012, S.35ff). Hierunter ist jegliche Art der Verantwortung zu zählen, die uns Menschen betrifft, sei es jene für unser Handeln, für unsere Gedanken oder Gefühle. Rosenberg ist der Überzeugung, dass jeder Mensch seine Gefühle beeinflussen kann und somit selbst entscheiden kann, wie er sich in bestimmten Situationen fühlt. Die gleichen Kriterien treffen für die Bereiche Gedanken und Handlungen zu. Häufig verstecken sich Menschen hinter scheinbaren Verpflichtungen oder Anweisungen, die durch höhere Instanzen wie den Chef, Gesetze oder die Eltern, festgelegt werden (vgl. Rosenberg, 2012, S.35ff.). Nach Rosenbergs Einschätzung handelt es sich hierbei um eine Verschleierung von Verantwortung, da selbst ein Kind, dass sein Zimmer aufräumen *müsse* sich dazu frei entscheide, um beispielsweise dem Streit mit den Eltern zu entgehen. Korrekt dürfte es somit nicht „Ich muss mein Zimmer aufräumen“ heißen, sondern „Ich räume mein Zimmer auf, weil mir der häusliche Frieden wichtig ist“ (vgl. Rosenberg, 2012, S.35ff). Wandelt man diese drei Aspekte der lebensentfremdenden Kommunikation um und stellt diese positiv und somit als Chance dar, dann könnte der Schlüssel für gelingende Kommunikation „*Einfühlungsvermögen mit mir und meinem Gegenüber*“, „*bei sich/ bei meinem Gegenüber bleiben*“ und „*Verantwortung für meine Gefühle, Gedanken und Handlungen übernehmen*“ heißen und in den familiären, beruflichen oder partnerschaftlichen Alltag integriert werden.

5 Mediative Methoden

In den vorangegangenen Kapiteln ging es hauptsächlich um die Beantwortung der Frage wie Kommunikation *funktioniert* bzw. was dazu führen kann, dass sie eben dies nicht tut. Die Quintessenz lag hierbei vor allem darin, dass Menschen innerhalb einer Kommunikation, in der sie sich nach Watzlawicks (2011, S.58) Auffassung, zwangsläufig immer befinden, sich zumeist auf ihr Gegenüber, anstatt auf sich selbst konzentrieren und dadurch missverständliche Botschaften senden, was zu Konflikten und Frust führen kann. Wenn wir den Bogen zum einleitenden Kapitel 2 „Das System Familie“ spannen, dann stellt sich die Frage, wie in der Praxis diesen interfamiliären Konflikten begegnet werden kann und was es für eine nachhaltige *Entpathologisierung* der Kommunikation bedarf. Dadurch, dass in den vorangegebenen Kapiteln bereits die Herausforderungen von Kommunikation geschildert wurden, wissen wir, dass der Grundstein gelingender Kommunikation der Kontakt zu sich selbst, sprich seinen Gefühlen und Bedürfnissen ist. Desweiteren ist bekannt, dass viele Verschleierungstechniken (vgl. Schulz v. Thun, 2002, S.179) unsere Kommunikation beherrschen. Die Aufgabe von Fachkräften sollte daher sein, den Familien bei der Erschaffung einer konstruktiven Kommunikationskultur behilflich zu sein. Dies geschah, im Rahmen dieser Arbeit, u.a. durch mediative Methoden. Eine differenzierte Darstellung dieses Themenfeldes findet sich im Verlauf dieses Kapitels.

5.1 Mediation

„Mediation ist ein Verfahren zur Vermittlung in Konflikten, bei dem alle Konfliktpartei- teiligte einbezogen sind. Sie erarbeiten in direktem Kontakt zueinander unter der Leitung und Gesprächsführung eines Dritten, der am Konflikt unbeteiligt ist, [...] eine einvernehmliche Lösung, in der die Interessen und Bedürfnisse aller Seiten berücksichtigt sind. [...]“ (vgl. Köstler, 2010, S.20). Das mediative Verfahren unterliegt dabei fünf Grundprinzipien (vgl. Marx, 2016, S.77f.):

1. *Freiwilligkeit*: Alle Beteiligten nehmen freiwillig am Mediationsprozess teil und können diesen zu jeder Zeit beenden.
2. *Allparteilichkeit*: Der Mediator ist allen Parteien in gleichem Maße verpflichtet und achtet hierbei auf Fairness und Gleichberechtigung.
3. *Informiertheit*: Die Konfliktparteien verpflichten sich zur Offenlegung aller relevanten Informationen.
4. *Eigenverantwortung*: Die Parteien sind selbst dafür verantwortlich, welche Inhalte im Rahmen der Mediation besprochen werden und müssen in der Lage sein, ihre Interessen zu vertreten.
5. *Vertraulichkeit*: Ähnelt der Schweigepflicht bei Mediziner*innen oder Psychotherapeuten und verpflichtet den Mediator und, nach Absprache, auch die Konfliktparteien zur Verschwiegenheit.

Die Besonderheit der Mediation besteht darin, dass sie, anders als beispielsweise Beratungen oder Trainings, einem Gesetz unterliegt (MediationG), was eine besondere Verpflichtung des Mediators und der Konfliktparteien darstellt. Der Ablauf einer Mediation orientiert sich an einem Phasenmodell, das, je nach Auslegung, zwischen fünf und 12 Phasen beinhalten kann (vgl. Marx, 2016, S.87ff.). Diese Arbeit orientiert sich an dem fünf-Phasen-Modell, das in der deutschen Praxis am häufigsten seine Anwendung findet und ggf. durch eine Vorphase ergänzt werden kann (vgl. Marx, 2016, S.89):

0. *Vorbereitung*
 1. *Einführungsphase I*: Festlegung der Rahmenbedingungen und Auftragsklärung
 2. *Einführungsphase II*: Erläuterung der organisatorischen Bedingungen, Festlegung von Gesprächsregeln, Vorstellung der Mediationsprinzipien
 3. *Konfliktbearbeitung*: Darstellung der Konfliktperspektiven, Erhellung der einzelnen Konfliktparteien/ Bearbeitung des Konflikts
 4. *Problemlösung*: Gemeinsame Erarbeitung von einer gemeinsamen Lösung
 5. *Abschluss*: Formulierung und Niederschrift von Abschlussvereinbarungen

5.2 Ziele der Mediation

Im Gegensatz zu zivilrechtlichen Verfahren, die darauf angelegt sind, einen Gewinner und einen Verlierer hervorzubringen, verfolgt Mediation das Ziel einer sogenannten *Win- Win- Lösung* (vgl. Marx, 2016, S.85). Hierbei ist es wichtig, dass alle Seiten mit einem zufriedenen Gefühl aus der Mediation herausgehen und sich als Gewinner des Konflikts verstehen (vgl. Marx, 2016, S.86). Um dieses Ergebnis zu erlangen, steht der Mediator vor der Herausforderung „die Sichtweisen und Motive der Konfliktparteien [...] zu verstehen“ (vgl. Besemer, 2016, S.14) und sie dem jeweils anderen soweit verständlich zu machen, damit die Position seines Gegenübers nachempfunden werden kann, wodurch neues Vertrauen entsteht und die Bereitschaft an einer gemeinsamen, konstruktiven Lösung zu arbeiten wächst (vgl. Besemer, 2016, S.14).

5.3 Methoden der Mediation

Wie bereits im oberen Abschnitt beschrieben, liegt die Herausforderung einer Mediation darin, auf beiden Seiten des Konflikt Verständnis zu schaffen und verlorengangenes Vertrauen wiederherzustellen. Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es eines vielseitigen Methodenkoffers, auf den der Mediator zurückgreifen sollte, damit der Prozess in einer konstruktiven Art und Weise weitergeführt werden kann. Ursprünglich stammen viele dieser Methoden aus einem therapeutischen oder beraterischen Setting und wurden für den Einsatz in der Mediation angepasst (vgl. Besemer, 2016, S.198). Im Folgenden werden die wichtigsten und meistgenutzten Methoden vorgestellt.

Offene Fragen: Sind Fragetechniken, die mit den Worten „Wie“, „Was“, „Wer“, „Warum“ eingeleitet werden und das Gegenüber dazu einladen Dinge ausführlich und mit eigenen Worten zu beschreiben, um so neue Facetten in die Darstellung oder Erhellung eines Konflikts hineinzubringen (vgl. Besemer, 2016, S.76).

Aktives Zuhören (Paraphrasieren, Spiegeln, Gefühle verbalisieren, Wiederholungen): Dienen der Förderung eines besseren Verständnisses der Konfliktparteien und bietet den Konfliktparteien die Möglichkeit ihre Sicht auf den Konflikt nachvollziehbarer darstellen zu können (vgl. Besemer, 2016, S.201f.).

Ich- Botschaften: Der Mediator ist dazu angehalten die Konfliktparteien darauf hinzuweisen, den Konflikt aus ihrer Perspektive zu schildern, um so dahinterliegende Gefühle und Bedürfnisse aufdecken zu können. „Ich- Botschaften ermöglichen es dem Sprecher, Kritik und negative Gefühle [...] zu äußern, ohne unnötige Spannungen aufzubauen oder zu verletzen“ (vgl. Marx, 2016, S.58).

Perspektivwechsel: Ziel dieser Methode ist es, die Konfliktparteien dazu zu bewegen den Konflikt aus der Sicht des anderen zu erleben. Im Mediationsprozess findet diese Methode recht spät ihren Einsatz, da zuvor bereits tieferegehende Emotionen und Bedürfnisse aufgedeckt worden sein müssen. In der Durchführung schildern die Konfliktparteien jeweils die Sicht des anderen aus deren Perspektive, um sich dadurch intensiv in die Lage des Gegenübers hineinversetzen zu können (vgl. Besemer, 2016, S.208) .

Angebot/ Wunsch: Hierbei geht es um die Erarbeitung einer gemeinsamen Lösung. Jede Konfliktpartei erhält die Möglichkeit, der anderen Partei ein Angebot zu unterbreiten, das beinhaltet, was sie zur Lösung des Konflikts beitragen möchte. Der Wunsch beschreibt Erwartungen, die an die Gegenpartei gerichtet werden (vgl. Ballreich, 2011, S.267ff.).

5.4 Mediative Methoden und Familien

Wenn im Rahmen dieser Arbeit Mediationen mit Familien beschrieben werden, dann geht es hauptsächlich um jene zwischen Elternpaaren und den sogenannten Eltern-Jugendlichen- Mediationen. Erstere beschäftigen sich meist mit Themen wie Erziehungsstile oder Problemen auf der Paarebene. Bei Mediationen zwischen Eltern und Jugendlichen geht es, Diez und Kollegen (2009, S.35) zufolge, in erster Linie um Themen, die die Autonomieentwicklung des Jugendlichen oder familiäre Strukturen wie Haushalt, Ordnung oder Schule, betreffen. Ziel ist es hierbei, den Jugendlichen „die Chance [zu geben] neue Rechte und Sicherheiten zu gewinnen“ (vgl. Diez et.al., 2009, S.35) und den Eltern die Möglichkeit zu eröffnen, Entwicklungsschritte mit ihrem Kind gemeinsam zu bewältigen und evtl. verlorengegangenes Vertrauen wiederherzustellen (vgl. Diez et.al., 2009, S.35). Wichtig bei der Durchführung einer Eltern- Jugendlichen- Mediation ist, dass der Jugendliche in der Lage ist, eigenverantwortlich zu handeln und Entscheidungen treffen und einhalten kann (vgl. Marx, 2016, S.168f.). Die Verhandlung sollte zudem unbedingt auf Augenhöhe stattfinden, um die Erarbeitung einer konstruktiven Lösung sicherstellen zu können (vgl. Marx, 2016, S.168). Der klinischen Erfahrung nach zu urteilen sollte, während des Mediationsprozesses, zudem auf unnötige Fachbegriffe und eine komplizierte Sprache verzichtet werden, um dadurch dem Jugendlichen eine aktive Teilnahme am Prozess zu ermöglichen. Ziel der Eltern- Jugendlichen- Mediation ist es, wie in allen anderen Mediationsprozessen, das Verständnis zu fördern und Vertrauen wiederherzustellen. In der Praxis finden hierfür die, oben genannten, Methoden ihre Anwendung.

6 Forschungsergebnisse des Theorie- und Praxisprojekts

Nach Abschluss der theoretischen Basis in Kapitel 5, leitet das folgende Kapitel in die Darstellung und Präsentation des Projektes sowie der ermittelten Ergebnisse über. Ein besonderes Augenmerk liegt hierbei in der Reflexion und den Optimierungsmöglichkeiten der jeweiligen Arbeitsschritte.

6.1 Projektvorstellung

Die Durchführung des hier evaluierten Projekts fand in einer ambulanten kinder- und Jugendpsychiatrischen Praxis mit Sozialpsychiatrievereinbarung im Düsseldorfer Süden statt. Zielgruppe dieses Projekts waren konfliktbehaftete Familien, die ihr Zusammenleben aktiv verändern und durch gezielte Interventionen harmonischer gestalten wollten. Die Durchführung fand mit drei unterschiedlich zusammengesetzten Familien statt. Insgesamt waren die Treffen an vier Terminen in einem Abstand von ca. 4 Wochen anberaumt, an denen alle Familienmitglieder zuverlässig anwesend sein mussten. Ziele des Projekts waren, dass die Familien die Möglichkeit erhalten einen interfamiliären Konflikt strukturiert zu lösen und infolgedessen ihre Konfliktbewältigungsstrategien zu optimieren. Zudem sollte sich, durch die Teilnahme an dem Projekt, die emotionale Belastung innerhalb der Familien reduzieren. Die detaillierte Auflistung der einzelnen Handlungs- und Wirkungsziele fanden bereits im Projektbericht (vgl. Torchalla, 2016, S.24ff.) Erwähnung, sodass im Rahmen dieser Arbeit lediglich die, für die Evaluation wichtigen Ziele genannt werden.

Handlungsziele des Projekts:

1. Die Familien werden über die typischen Kommunikationsstile mit Hilfe des 4- Ohren Modells nach Friedemann Schulz von Thun aufgeklärt
2. Die Familien erhalten eine Einführung in die gewaltfreie Kommunikation nach Marshall Rosenberg
3. Die einzelnen Familienmitglieder werden durch die Arbeit mit Gefühlen und Bedürfnissen dahin geführt, stärker auf sich zu achten und ihre Gefühle zu verbalisieren
4. Die einzelnen Familienmitglieder werden mittels Gefühls- und Bedürfnisorientierung sensibilisiert, mehr Rücksicht auf andere Familienmitglieder zu nehmen
5. Es findet eine Mediation zwischen den unmittelbar an dem Konflikt beteiligten Personen statt

6.2 Erhebungsmethode

Ziel der Datenerhebung ist es, die subjektiven Einschätzungen der einzelnen Familienmitglieder abzubilden. Hierfür wurde ein quantitativer, voll standardisierter, Fragebogen eingesetzt, (Anlage 1) in dem die Probanden, mit Hilfe von offenen Fragen und vorgegebenen Antwortkategorien ihre persönliche Einschätzung tätigen sollten. Laut Merchel (2010, S.80) dient „ein Fragebogen [...] dazu, Meinungen, Einschätzungen, Wünsche und Empfindungen [...] zu erkunden“ (vgl. Merchel, 2010, S.80). Fakten stünden hierbei nicht im Fokus. Da sich die hiesigen Forschungsfragen ausschließlich auf die subjektiven Einschätzungen der Probanden stützen, bot sich diese Methode als Mittel der Wahl an. Des Weiteren orientierte sich die Auswahl der Methode an den Kriterien von Merchel (2010, S.76ff.), die im Folgenden erläutert und in Beziehung zum hiesigen Projekt gesetzt werden:

Angemessenheit und Tragfähigkeit: Um eine subjektive Einschätzung eines Probanden zu erlangen, ist es von Nöten, ihn persönlich zu seinen aktuellen Empfindungen und Wahrnehmungen zu befragen. Zudem liefert eine persönliche Einschätzung die am meisten authentische Darstellung der Situation, anders als es beispielsweise eine Beobachtung oder eine Expertenbefragung tun würden.

Glaubwürdigkeit beim Zielpublikum: Quantitative Erhebungsmethoden, wie der hiesige Fragebogen, dominieren die Sozialforschung (vgl. Merchel, 2010, S.76), sodass Ergebnisse, die mit Hilfe dieser Methode ermittelt wurden, in Fachkreisen auf eine hohe Akzeptanz stoßen.

Akzeptanz bei den Probanden: Zuverlässige Daten setzen eine Auskunftsbereitschaft der Befragten voraus. Eine aufkommende Frustration, ausgelöst durch Geringschätzung der Probanden, im Rahmen eines Interviews oder Voreingenommenheit eines Beobachters, könnten diese negativ beeinflussen. Diese potentiellen Gefahrenquellen werden, durch den Einsatz von Fragebögen ausgespart.

Aufwand/ zeitliche und personelle Ressourcen: Aufgrund der begrenzten Durchführungszeit sowie der eng bemessenen personellen Ressourcen, bot sich der Einsatz von Fragebögen im Rahmen der Projektevaluation an, da so trotzdem die persönliche Einschätzung ermittelt werden konnte und anders als beim Einsatz von qualitativen Interviews die Durchführung und Auswertung mit den vorhandenen Ressourcen vereinbar war.

6.2.1 Erhebungsinstrument

Zur Erhebung der benötigten Daten wurden insgesamt vier verschiedene Fragebögen verwendet. Vor Beginn des Projekts wurden den Eltern (Anlage 1) und Kindern (Anlage 2) Fragebögen verteilt, deren Ziel es war, die aktuelle Situation, bezogen auf innerfamiliäre Konflikte, zu erfragen. Am Ende des Projekts wurden erneut Fragebögen an Eltern und Kindern verteilt, deren Fragen mit denen, in den ersten Bögen identisch waren. Ergänzt wurden am Ende Fragen, die sich auf den bearbeiteten Inhalt des Projekts bezogen und ermitteln sollten, welche Methoden als besonders hilfreich erachtet wurden sowie die Frage nach den noch offen gebliebenen Wünschen. Der Elternfragebogen findet sich in Anlage 3, jener für die Kinder in Anlage 4. Die Wirkungsziele des Projekts wurden im Rahmen des Projektberichts (vgl. Torchalla, 2016, S.24ff.) bereits ausführlich dargestellt und sollen hier lediglich eine kurze Erwähnung finden. Das Wirkungsziel 1 „Die Familien erhalten die Möglichkeit einen interfamiliären Konflikt strukturiert zu lösen“ (vgl. Torchalla, 2016, S.24) kann durch die abgeschlossene Teilnahme der Familien am Projekt als erreicht bezeichnet werden. Das 2. Wirkungsziel, „Die Familien optimieren ihre Konfliktbewältigungsstrategien“, findet sich in der untersuchungsleitenden Fragestellung aus Kapitel 7.1 wieder. Es wird davon ausgegangen, dass sich durch eine Verbesserung der Konfliktbewältigungsstrategien Streit innerhalb der Familien reduziert, da von einem konstruktiveren Umgang mit Spannungen und entstehendem Streit ausgegangen wird, wodurch sich die Streitfrequenz insgesamt reduzieren sollte. Indikatoren hierfür sind die Frage nach Häufigkeit von Streit sowie die Bewertung der Qualität der Konflikte. Die Rücksichtnahme auf Gefühle und Bedürfnisse von Familienmitgliedern kann, bei positiver Tendenz, als mögliche Erklärung, für eine Verbesserung, gesehen werden.

Das Wirkungsziel 3 „Die Familien sind emotional weniger belastet“ (vgl. Torchalla, 2016, S.24) wird durch die Forschungsfrage in Kapitel 7.2 überprüft. Hier wird davon ausgegangen, dass eine Reduktion der emotionalen Belastungen der einzelnen Familienmitglieder, eine Stabilisierung der gesamten Familie zur Folge hat. Indikatoren hierfür sind Aussagen über die Häufigkeit, in der sich der Proband, alleine oder im Austausch mit anderen, mit Familienstreit beschäftigt, die negative Beeinflussung des Einschlafrythmus sowie eine grundsätzlich negative Einstellung der familiären Situation gegenüber. Nach Abschluss der Konzeption des Fragebogens wurden diese zwecks Durchführung eines Pre- Tests an Prof. Dr. Waschull gesendet und anschließend optimiert.

6.2.2 Reflexion der Erhebungsmethode

Die Vorteile und Beweggründe für den Einsatz eines standardisierten Fragebogens wurden in Kapitel 6.2 bereits erläutert. In diesem Kapitel soll der Einsatz von Fragebögen generell und des hier verwendeten im Speziellen, einer kritischen Betrachtung unterzogen werden. Hierfür wurde sich an den Kriterien von Merchel (2010, S. 81ff.) und Beywel et. al. (2000, S.53f.) orientiert.

Die Verwendung von offenen Fragen mit vorgefertigten Antwortkategorien ließ den Befragten wenig Interpretationsspielraum und bot dadurch eine hohe Zuverlässigkeit der Antworten. Die Vermeidung von Missverständnissen oder Fehlinterpretationen konnte dadurch sichergestellt werden. Auch die sprachliche Konkretisierung der Skalenwerte von 1= nie bis 4= sehr häufig vermied mögliche Missverständnisse (vgl. Merchel, 2010, S.85). Ggf. hätten die Definitionen der einzelnen Werte auf jeder Seite des Fragebogens in der Kopfzeile neu aufgelistet werden sollen, um ein mögliches Vergessen oder eine falsche Erinnerung, zu vermeiden. Bemängelt werden sollte bei den vorhandenen Antwortkategorien, dass die Möglichkeit des Aussetzens einer Antwort durch den Punkt „weiß nicht/ kann ich nicht beantworten“ nicht gegeben war. Laut Merchel (2010, S.85) werden dem Befragten dadurch Erfahrungen oder Kenntnisse unterstellt, auf die er aus diversen Gründen nicht zurückgreifen kann. Der sprachliche Stil der Fragebögen insgesamt kann nach den Kriterien von Beywl et

al. (2000, S.53f) als einfach verständlich eingestuft werden. Es wurde bewusst auf eine altersangemessene sowie alltägliche Sprache geachtet. Die Fragebögen der Eltern unterscheiden sich sprachlich zu denen der Kinder. Zudem wurden neutrale Begriffe verwendet und Fremdwörter vermieden oder beispielhaft erläutert, wie die Bedeutung von Gefühlen und Bedürfnissen. Die Formatierung des Fragebogens kann als übersichtlich eingestuft werden. Es wurde auf eine saubere Darstellung sowie klare Unterscheidung zwischen Fragen und Antworten geachtet. Grundsätzlich ist beim Einsatz von standardisierten Fragebögen kritisch anzumerken, dass, durch die klar formulierten Fragen, Informationen verloren gehen bzw. nicht erfasst werden, die z.B. mittels qualitativer Interviews zum Ausdruck gekommen wären. Auch kommen (erwünschte) Nebeneffekte sowie Interventionen, die die Familien, durch die Projektteilnahme positiv beeinflusst haben nicht zum Vorschein (vgl. Merchel, 2010, S.89). Im Vergleich zu einer Gruppe- bzw. Familiendiskussionen lässt der Fragebogen zudem eine Dynamik vermissen, die zur Beantwortung der untersuchungsleitenden Fragestellung, hilfreich gewesen wäre.

6.3 Datenerhebung

Gegenstand dieser Evaluation ist eine Programmevaluation (vgl. Merche, 2010, S.24f), deren Inhalt sich auf Maßnahmen oder Angebote/ Projekte bezieht. Die Erhebung der Daten fand in einer internen Selbstevaluation, in Abgrenzung zur internen Fremdevaluation, statt. Bezeichnend für die Selbstevaluation ist, dass „die Fachkräfte [...] unter von ihnen selbst ausgewählten Gesichtspunkten ihre eigene Praxis [erforschen] (vgl. Merchel, 2010, S.44). Im Gegensatz zur internen Fremdevaluation, bei der, der Evaluator nicht am Projekt beteiligt ist (vgl. Merchel, 2010, S.44). Die Vor- und Nachteile der verwendeten Evaluationsart werden in Kapitel 6.3.4 detailliert erläutert. Zweck der durchgeführten Evaluation ist eine bilanzierende, summative Evaluation, deren Ziel es ist Erfahrungen und Bewertungen von Projektteilnehmern unmittelbar nach Beendigung der Maßnahme zu erfassen um, wie in diesem Fall, den Einsatz von neuen Methoden zu überprüfen (vgl. Merchel, 2010, S.41f.).

6.3.1 Beteiligte

Die Befragung wurde bei allen Teilnehmer des Familienprojekts durchgeführt. Im Fragebogen wurde auf die Abfrage von soziodemografischen Daten verzichtet, da diese aufgrund der geringen Fallzahlen in der Auswertung lediglich eine sekundäre Rolle spielten. Bei den Befragten handelt es sich, sowohl um leibliche Väter, als auch Stiefväter und Väter von Patchworkfamilien. Die Mütter stehen ausschließlich in einer direkten biologischen Verwandtschaft zu den Kindern und sind Familienmütter von Patchworkfamilien oder alleinerziehend. Die Befragten Kinder sind Jungen und Mädchen zwischen 9- 18 Jahren, die entweder in einer Patchworkfamilie leben oder von hauptsächlich einem Elternteil, in diesem Fall der Mutter, erzogen werden. Über Herkunft, Ausbildung und die finanzielle Situation der Familien gibt es keine Informationen. Insgesamt haben 5 Erwachsene und 8 Kinder an der Umfrage teilgenommen.

6.3.2 Erhebungszeitpunkte

Um eine bestmögliche Beantwortung der Forschungsfragen (Kapitel 7.1 und 7.2) gewährleisten zu können bedarf es einer aussagekräftigen Überprüfung der Wirksamkeit des Projekts (vgl. Merchel, 2010, S.125). Merchel spricht hierbei von einer „Wirkungserwartung“ (vgl. Merchel, 2010, S.125), die durch die Durchführung einer Evaluation überprüft werden soll. Gerade in der sozialen Arbeit sei es von großer Bedeutung mittels einer strukturierten Überprüfung die Effektivität einer Maßnahme darstellen und somit auch vertreten zu können (vgl. Merchel, 2010, S.125). Ziel der hiesigen Evaluation ist es, herauszufinden, ob und inwiefern die durchgeführten Methoden im Rahmen eines Familiengesprächs ihre Wirkung zeigen. Bei der Auswahl der Erhebungszeitpunkte wurde somit nach einem Evaluationsdesign gesucht, dass die unmittelbaren Effekte, die durch die Projektteilnahme entstanden sind, erfasst werden. Die Methode der „Prä- und Post- Messungen“ (vgl. Merchel, 2010, S.127) stellte sich hierbei als am besten geeignet heraus, da sie Vorher- Nachher- Zustände fokussiert und zuverlässig darstellt. Das hiesige Evaluationsdesign sah die Herausga-

be von identischen Fragebögen, unmittelbar vor Projektbeginn und direkt im Anschluss, vor, um so einen direkten Vergleich herstellen zu können.

6.3.3 Erhebungsumstände

Wie bereits in Kapitel 6.3.2 kurz beschrieben, fanden die Datenerhebungen jeweils vor dem Projekt und unmittelbar nach Beendigung des Projekts, am Ende des letzten Termins, statt. Den Teilnehmern wurde dafür der jeweils passende Fragebogen, für Eltern oder Kinder, ausgeteilt. Die Bearbeitung der Bögen fand direkt vor Ort in Anwesenheit der Evaluatorin und Projektleiterin statt, dadurch konnte ein zuverlässiger Rücklauf der Fragebögen sichergestellt werden (vgl. Merchel, 2010, S.80). Die Projektleiterin hielt sich dabei weitestgehend zurück, stand aber für Verständnisfragen zur Verfügung.

6.3.4 Reflexion der Datenerhebung

Die Darstellung eventueller Nachteile einer quantitativen Forschungsmethode, wie der hier angewandten Fragebögen, wurde in Kapitel 6.2 bereits begonnen. Im Folgenden findet sich eine Anknüpfung an die o.g. Inhalte, bezogen auf den hiesigen Kontext. Kritisch anzumerken ist, dass gerade im familiären Kontext eine Dynamik innerhalb einer Befragung entstehen kann, die durch eine schlichte Abfragung mit Fragebögen nicht ermittelt werden kann. Positive sowie negative Nebenwirkungen des Projekts sowie frei formulierte und dadurch inhaltlich präzisere Einschätzungen der Projektteilnehmer gingen dadurch verloren. Ggf. hätten qualitative Interviews oder Gruppendiskussionen diesen Effekt hervorheben können. Wobei in diesem Kontext die Anonymität der Befragten untereinander nicht mehr hätte gewährleistet werden können. Ergänzend zu Kapitel 6.2.2, in dem bereits die Vor- und Nachteile von quantitativen Fragebögen im Allgemeinen und des hier verwendeten im Speziellen aufgeführt wurde, soll hier - bezogen auf die Anonymität der Befragten - ergänzt werden, dass, durch die Abfragung der Namen des Probanden, eine Verschleierung des Probanden gegenüber der Evaluatorin, nicht gegeben war. Die Möglichkeit eines sozial erwünschten Antwortverhaltens ist dadurch nicht auszuschließen, da die Pro-

banden sich ggf. als besonders fleißig, erfolgreich oder nützlich, für das Projekt, darstellen wollten. Auch der Einfluss von Sympathien zur Projektleitung kann nicht ausgeschlossen werden. Wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln erwähnt, wurden die benötigten Daten mit Hilfe einer internen Selbstevaluation erhoben. Die Vorteile einer internen Evaluation, im Vergleich zur externen, liegen laut Merchel (2010, S.46) in den guten Kenntnissen über das Handlungsfeld sowie eine fachliche Expertise über den zu erforschenden Bereich. Des Weiteren können ermittelte Ergebnisse unmittelbar und zeitnah in die Praxis umgesetzt werden. Ein zeitaufwendiger Umweg, beispielsweise über Drittanbieter, konnte hier ausgespart werden (vgl. Merchel, 2010, S.46). Die Nachteile einer internen Evaluation lägen nach Merchel (2010, S.46), in erster Linie in der Befangenheit bzw. Abhängigkeit bzgl. der vorhandenen Strukturen innerhalb der Einrichtung. Auch bestünde die Gefahr, dass ein stark interpretierender Blick die Ergebnisse verfälschen könnte (vgl. Merchel, 2010, S.46). Zudem könne nicht sichergestellt werden, dass die Methodenkompetenzen des Evaluators, im Vergleich zu einer externen professionellen Evaluationsagentur, ausreichend vorhanden sind. Die Vorteile einer Selbstevaluation lägen im „Subjektstatus der Praxisakteure“ (vgl. Merchel, 2010, S.47). Ähnlich, wie bei der internen Evaluation, könne die hohe Praxisnähe als Pluspunkt angesehen werden. Zudem könnte eine durchgeführte Selbstevaluation zur Stärkung der fachlichen und konzeptionellen Kompetenzen beitragen und die Produktivität von neuen Konzepten und Ideen erhöhen. Zudem sprechen die geringen Kosten und der vergleichsweise niedrige Aufwand für die Durchführung einer Selbstevaluation (vgl. Merche, 2010, S.47). Kritisch anzumerken sei bei der Selbstevaluation, dass im Vergleich zur Fremdevaluation durch das Doppelmandat des Projektleiters/ Evaluators, eine geringe Distanz zum Projekt entsteht und dadurch evtl. insbesondere kritische Erkenntnisse, ungesehen bleiben (vgl. Merchel, 2010, S.47). Zudem seien die Evaluationskompetenzen des Projektleiters ggf. eher gering ausgeprägt und könnten zu Fehlern führen (vgl. Merchel, 2010, S.47). Als wichtigsten Kritikpunkt, an der Selbstevaluation nennt Merchel (2010, S.47) die vorhandene „Betriebsblindheit“ (vgl. Merchel, 2010, S.47), die evtl. verstärkt werden kann und dadurch die Objektivität gefährdet (vgl. Merchel, 2010, S.47). Die hier durchgeführte Evaluation fand im Stile einer Prä- und Post- Messung statt, um die Wirkung der Maßnahme überprüfen zu können. Eine detaillierte Vorstellung des

Evaluationsdesigns findet sich in Kapitel 6.3.2. Kritisch anzumerken ist bei diesem Erhebungsdesign, dass es im Vergleich zu einem randomisierten Experiment keine Vergleichs- oder Kontrollgruppe gibt, in der Personen mit ähnlichen Merkmalen, wie denen der Experimentalgruppe sind, denen die Maßnahme oder Hilfe jedoch bewusst nicht zuteilwurde, um den Effekt der Intervention überprüfen zu können (vgl. Merchel, 2010, S.126). Ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Maßnahme und verändertem Zustand kann somit nicht hergestellt werden. Ein derartiges Experiment, wie das randomisierte, findet in der sozialen Arbeit jedoch wenig Anwendung, da hierbei einer Gruppe bewusst Hilfe oder Unterstützung verweigert werde, was aus ethischen Gesichtspunkten als verwerflich einzustufen wäre (vgl. Merchel, 2010, S.126). Ein weiteres alternatives Evaluationsdesign stellt das quasi-experimentelle Verfahren zur Verfügung (vgl. Merchel, 2010, S.127), bei dem mehrere Interventionen an möglichst identischen Probanden getestet werden, um anschließend die Effektivste benennen zu können. Da es sich bei diesem Projekt jedoch um ein Pilotprojekt handelt, das zunächst in seinen Grundsätzen erforscht werden soll, bot sich dieses Design hier nicht an. Als letztes erprobtes Evaluationsdesign soll hier die Möglichkeit vorgestellt werden die Wirkungen des Projekts durch die Teilnehmer einschätzen zu lassen (vgl. Merchel, 2010, S.128). Hierbei ist eine ausgeprägte Reflexionsfähigkeit der Teilnehmer vorauszusetzen sowie die Fähigkeit zu erkennen, welche Intervention sich auf das Verhalten ausgewirkt hat. Experten sprechen daher eher von einer „Meinungsumfrage“ (vgl. Merchel, 2010, S.128), als von einer inhaltlichen Bewertung. Nach Vorstellung der übrigen Designs zur Wirkungsevaluation kann festgehalten werden, dass es sich bei den Prä- Post- Messungen um das effizienteste Mittelt handelt und „[...] unter den pragmatischen Gesichtspunkten ihrer Realisierbarkeit im Alltag und eines angemessenen Aufwands das wohl am ehesten umsetzbare Design zur professionellen Evaluation [...] [darstellt]“ (vgl. Merchel, 2010, S.129). Trotzdem sollen die Herausforderungen und Kritikpunkte nicht ungenannt bleiben. Aussagen, die durch Prä- Post- Messungen gewonnen werden, bewegen sich im Rahmen von „Plausibilitäten“ (vgl. Merchel, 2010, S.131) und können keinesfalls als „Kausalitätsnachweise“ (vgl. Merchel, 2010, S.131) sprich, als eindeutiger Zusammenhang, verstanden werden. Bei den ermittelten Ergebnissen handelt es sich lediglich um Wahrscheinlichkeiten, nicht um Wahrheiten (vgl. Merchel, 2010, S.131).

Eine positive, oder auch negative, Entwicklung im Leben der Probanden muss nicht zwangsläufig durch die Projektteilnahme entstanden sein. Da es außerhalb der Möglichkeiten von Sozialforschung liegt die Leben der Menschen *einzufrieren*, können Veränderungen auf gewandelte Lebensumstände oder Ansichten zurückzuführen sein und stehen in keinem Zusammenhang mit der Projektteilnahme (vgl. Merchel, 2010, S.131). Die Ursachen für die Veränderungen können nicht isoliert angeschaut werden, weshalb Merchel (2010, S.131) hier von der „Black Box der Interventionen“ (vgl. Merchel, 2010, S.131) spricht, deren Einfluss nicht ungeachtet bleiben soll.

7 Datenauswertung

Nach Abschluss der Vorstellung des Forschungs- und Evaluationsdesigns sowie der kritischen Hinterfragung der ausgewählten Mittel, sollen im folgenden Kapitel die ermittelten Ergebnisse zunächst personen- und anschließend familienbezogen vorgestellt werden. Hierfür werden die zwei untersuchungsleitenden Fragestellungen bzw. Forschungsfragen zunächst isoliert voneinander betrachtet, um anschließend in Kapitel 8 einem zusammenfassenden Fazit unterzogen zu werden. Um eine Entwicklung in den jeweiligen Bereichen beschreiben zu können, wurde als Kriterium eine mindestens einstellige Veränderung auf der Bewertungsskala ausgewählt.

7.1 Forschungsfrage 1: Reduzieren mediative Methoden und das Wissen um Kommunikationsmodelle interfamiliäre Konflikte?

Im Fokus dieser Fragestellung stehen die Reduktion von Streit sowie eine positive Veränderung der Streitqualität innerhalb der Familien. Hierfür werden insbesondere die Fragen 1, 11, 12 und 13 des Kinderfragebogens (Anlage 2 und 4) sowie die Fragen 1, 10, 11 und 12 des Elternfragebogens (Anlage 1 und 3) ausgewertet. Da es sich hierbei um eine rein subjektive Einschätzung der Projektteilnehmer handelt und eine Isolierung der nebenstehenden Lebensumstände nicht gewährleistet werden kann, wird die Auswertung zunächst personen- und anschließend familienbezogen durch-

geführt, um eventuelle Auswirkungen durch die Projektteilnahme möglichst genau erfassen zu können.

7.1.1 Methoden

Zur Beantwortung der Forschungsfrage 1 wurden im Rahmen der Projektdurchführung Methoden angewandt, die die Familien über die Entstehung von Konflikten und defizitärer Kommunikation aufklären und ihnen aufzeigen, wie ein konstruktiver Umgang mit Konflikten möglich sein kann. Hierfür wurde zu Beginn des Projekts der Fokus auf die Gefühls- und Bedürfnisorientierung gelegt, da dies die Basis der gewaltfreien Kommunikation nach Rosenberg darstellt (Kapitel 3.4.2). Hierzu wurden den Familien Gefühls- und Bedürfniskarten ausgeteilt, verbunden mit der Aufgabe sich eine Karte zu suchen, die ihre aktuelle Stimmung am besten darstellt. Im zweiten Schritt wurden die Probanden gebeten, sich eine Bedürfniskarte herauszusuchen, die am besten beschreibt, welches Bedürfnis aktuell für das vorherrschende Gefühl verantwortlich ist. Die ausgewählten Gefühle und Bedürfnisse wurden im Anschluss von jeder Person der gesamten Familie vorgestellt. Eine weitere Methode, die der Veranschaulichung der Ätiologie von Konflikten diene, war das Vier-Ohren-Modell nach Friedemann Schulz von Thun, welches in Kapitel 3.4.1 bereits detailliert vorgestellt wurde. Den Familien wurde anhand eines alltäglichen Beispiels erläutert, wie eine Aussage verstanden und eingeordnet werden kann und welche Reaktion dadurch erfolgt, was wiederum die Entstehung eines Konflikts begünstigen kann. Als letzte Methode, die der Reduktion von Konflikten dienen sollte, wurde die Einführung in das Thema *Mediation* angewandt, verbunden mit der Vermittlung des mediativen Verständnisses, welches den Konflikt als eine Chance zur Neuordnung begreift sowie der Erläuterung der Mediationsprinzipien und der Anwendung von mediativen Methoden (Kapitel 5.1, 5.2 + 5.3). Die Vermittlung der Theorien, Methoden und Ansichten fand hauptsächlich im Rahmen einer frontalen Präsentation statt, welche durch Beispiele und Visualisierungen ergänzt wurde. Die Mediation wurde mit zwei Familienmitgliedern durchgeführt, die zuvor als unmittelbare Konfliktbeteiligte herausgearbeitet wurden. Hierbei wurden die in Kapitel 5.3. erwähnten Methoden des aktiven Zuhörens, Perspektivwechsels sowie die Erarbeitung von An-

geboten und Wünschen eingesetzt. Positive Auswirkungen aus anderen Interventionen oder Lebensbereichen können, wie bereits in Kapitel 6.3.4 erwähnt, bei der Beantwortung der Forschungsfrage nicht ausgeschlossen werden.

7.2 Personenbezogene Daten

Familie 1: Die erste Probandin ist eine alleinerziehende Mutter von zwei Söhnen. Der Vergleich ihrer Fragebögen spricht für eine leichte Reduktion der Streithäufigkeit insgesamt (vgl. Fragebogen A & B, Frage 1). Zudem gelinge es ihr, seit Abschluss des Projekts, im Streit weniger zu schreien (vgl. Fragebogen A & B, Frage 10). Dadurch sei sie weniger frustriert nach einem Streit und spüre mehr Zufriedenheit mit der erarbeiteten Lösung (vgl. Fragebogen A & B, Frage 11,12). Als besonders hilfreiche Methoden gab die Mutter die Beschäftigung mit Gefühlen und Bedürfnissen, die Erläuterung des 4- Ohren- Modells nach Schulz von Thun sowie die Durchführung einer Mediation an (vgl. Fragebogen B, Frage 1b, 2b, 4b).

Der ältere Sohn der o.g. Mutter gab in der Rückmeldung an, in einem Streit weniger zu schreien und insgesamt mehr zufriedenstellende Lösungen in einem Konflikt erarbeiten zu können (vgl. Fragebogen C & D, Frage 11, 13). Als hilfreiche Methoden wurden von ihm das 4- Ohren- Modell sowie die Beschäftigung mit Gefühlen und Bedürfnissen genannt (vgl. Fragebogen D, Frage 1d, 2d).

Der jüngere Sohn der Familie beschreibt insgesamt eine leichte Reduktion von Streitigkeiten sowie einen verminderten Frust nach Beendigung eines Streit (vgl. Fragebogen E & F, Frage 1, 12). Auch er beschreibt die Darstellung des 4- Ohren Modells sowie die Durchführung einer Mediation als hilfreichste Methoden (vgl. Fragebogen F, Frage 1f, 4f).

Insgesamt kann bei Familie 1 von einer leichten Reduktion des Streitaufkommens ausgegangen werden. Zudem werde in einem Streit insgesamt weniger geschrien,

was für weniger Frust und eine erhöhte Zufriedenheit nach einem Streit Sorge. Eine einstimmige Aussage zu den o.g. Punkten gibt es jedoch nicht.

Familie 2: Diese Familie ist eine sogenannte Patchworkfamilie bestehend aus der leiblichen Mutter der beiden Töchter, einem Vater, der der Stiefvater der älteren Tochter und leiblicher Vater der jüngeren Tochter ist sowie den beiden Halbschwestern.

Die Ergebnisse der Mutter sprechen für eine leichte Reduktion in den Bereichen Anschreien im Streit und Frust nach einem Streit (vgl. Fragebogen G & H, Frage 10, 11). Die Häufigkeit von Streit habe sich nicht reduziert, die Zufriedenheit mit Lösungen sich nicht gesteigert (vgl. Fragebogen G & H, Frage 1, 12). Als hilfreich bewertete die Mutter die Beschäftigung mit Gefühlen- und Bedürfnissen (vgl. Fragebogen H, Frage 3h).

Aus der Sicht des Vaters habe sich die Häufigkeit von Streit innerhalb der Familie leicht reduziert (vgl. Fragebogen I & J, Frage 1). Auffällig positiv ist die Rückmeldung, dass bei einem Streit weniger geschrien werde. Hier veränderte sich die Bewertung von 4= sehr häufig zu 2= selten (vgl. Fragebogen I & J, Frage 10). Zudem erlebe er weniger Frust nach Beendigung einer Streits (vgl. Fragebogen I & J, Frage 11). Dienlich dafür sei die Erklärung des 4- Ohren- Modells nach Schulz von Thun gewesen (vgl. Fragebogen J, Frage 1j).

Die ältere Tochter der Familie beschreibt eine leichte Reduktion der Streithäufigkeit (vgl. Fragebogen K & L, Frage 1). Die anderen Bereiche werden von ihr jedoch als gleichbleibend oder sogar verschlechtert beschrieben (vgl. Fragebogen K & L, Frage 11,12,13). Trotzdem gibt sie an das 4- Ohren- Modell, die Auseinandersetzung mit Gefühlen und Bedürfnissen sowie die Durchführung einer Mediation als hilfreich empfunden zu haben (vgl. Fragebogen L, Frage 11, 3l, 4l).

Die Ergebnisse des Fragebogens der jüngeren Tochter zeigen keine Veränderung in der Beurteilung. Im Gegenteil es gelinge inzwischen nur noch selten (2) einen Konflikt zufriedenstellend zu lösen, anstatt wie zuvor sehr häufig (4) (vgl. Fragebogen M & N, Frage 1, 11, 12, 13). Trotz dieser Bilanz werden das 4- Ohren- Modell und die Beschäftigung mit Gefühlen und Bedürfnissen als hilfreich bewertet (vgl. Fragebogen N, Frage 1n, 3n).

Das Fazit von Familie 2 fällt insgesamt durchwachsen aus. Besonders bei den Eltern scheint eine Reduktion von Frust eingetreten zu sein und das Klima innerhalb der Familie aus ihrer Sicht, ruhiger geworden zu sein. Eine gesteigerte Zufriedenheit mit den Lösungen eines Konflikts scheint sich jedoch bei keinem Familienmitglied eingestellt zu haben.

Familie 3: Die 3. projektteilnehmende Familie ist ebenfalls eine Patchworkfamilie bestehend aus insgesamt 4 Kindern im Alter von 4 bis 18 Jahren, wobei die jüngste Tochter nicht aktiv am Projekt teilgenommen hat. Die älteste Tochter ist 18 Jahre alt und das leibliche Kind der Mutter, ebenso wie die 14- jährige Tochter und der 12- jährige Sohn. Die 4- jährige Tochter ist das gemeinsame Kind der Mutter und des in der Familie lebenden Vaters.

Die Ergebnisse der Mutter sprechen für keine eingetretene Veränderung in den erfragten Bereichen. Nach ihrer Bewertung sei es in allen Bereichen gleichbleibend stabil gewesen (vgl. Fragebogen O & P, Frage 1,10,11,12). Trotzdem wird die Beschäftigung mit Gefühlen und Bedürfnissen sowie das 4- Ohren- Modell von ihr als hilfreich erachtet (vgl. Fragebogen P, Frage 1p, 3p).

Der Vater beschreibt in den Bereichen Anschreien in einem Streit und Frust nach einem Streit eine leichte Reduktion (vgl. Fragebogen Q & R, Frage 10, 11). Die Zufriedenheit mit den erarbeiteten Lösungen nach einem Konflikt sei insgesamt leicht gestiegen (vgl. Fragebogen Q & R, Frage 12). Auch er bewertet die Auseinandersetzung mit Gefühlen und Bedürfnissen als hilfreich (vgl. Fragebogen R, Frage 3r).

Die älteste Tochter der Familie beschreibt eine Verschlechterung im Bereich Anschreien in einem Streit. Vor Beginn des Projekts beantwortete sie diese Frage mit 3= oft, nach Abschluss des Projekts mit 4= sehr häufig (vgl. Fragebogen S & T, Frage 11). Ebenso sei bei ihr der Frust nach einem Streit gestiegen und damit einhergehend die Zufriedenheit gesunken (vgl. Fragebogen S & T, Frage 12,13). Als hilfreich bewertete sie die Darstellung von Gefühlen und Bedürfnissen (vgl. Fragebogen T, Frage 3t).

Die 14- jährige Tochter der Familie kann keine Reduktion von interfamiliären Konflikten beobachten (vgl. Fragebogen u & V, Frage 1). Ihre Antworten weisen jedoch auf eine Verringerung von Anschreien in einem Streit sowie eine gestiegene Zufriedenheit mit den im Rahmen eines Konflikts erarbeiteten Lösungen hin (vgl. Fragebogen U & V, Frage 11, 13). Als dienlich bewertete sie die Auseinandersetzung mit Gefühle und Bedürfnissen (vgl. Fragebogen V, Frage 3v).

Die Auswertung der Antworten des Sohns der Familie lassen keine Entwicklung in den ausschlaggebenden Bereichen erkennen. Aus seiner Sicht habe es durch das Projekt keine Veränderung gegeben. Alle Werte sind gleichbleibend stabil (vgl. Fragebogen W & X, Frage 1, 11,12,13). Als hilfreich bewertet er jedoch die Auseinandersetzung mit Gefühlen und Bedürfnissen (vgl. Fragebogen X, Frage 3x).

7.2.1 Antwort

Die Zusammenfassung der personen- bzw. familienbezogenen Daten ergibt, dass der Einsatz von mediativen Methoden und Kommunikationsmodellen im Rahmen eines Familiengesprächs bei einem Drittel der Befragten zu einer Reduktion von interfamiliären Konflikten geführt hat. Die Hälfte der Probanden gaben an, während eines Streits weniger zu schreien, wodurch knapp weniger als die Hälfte verringerten Frust verspürte. Die Zufriedenheit mit Konfliktlösungen ist ebenfalls bei einem Drittel gestiegen. Auffallend war, dass nahezu alle Probanden angaben, dass sie die Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen und Bedürfnissen als hilfreich empfanden,

selbst dann, wenn sich keine Verbesserung der familiären Situation eingestellt habe. Auch die Anwendung der GfK wurde als hilfreich bewertet. Fraglich bleibt diesbezüglich, ob dies auch die Erhellung im Rahmen der Mediation impliziert oder sich ausschließlich auf die Arbeit mit den Gefühls- und Bedürfniskarten bezieht. Desweiteren wurde die Veranschaulichung des 4- Ohren- Modells zur Erklärung von Konfliktentstehung und die Darstellung eines positiven Konfliktverständnisses größtenteils als hilfreich erachtet. Abschließend kann festgehalten werden, dass die Erläuterung von Kommunikationstheorien, wie dem 4- Ohren- Modell nach Schulz von Thun, dazu führen kann, dass Familienmitglieder besser verstehen, wie ihre Kommunikation funktioniert, dass sie selbst dafür verantwortlich sind, wie eine Nachricht verstanden wird und ob ein Konflikt daraus entsteht. Zudem scheinen es die Probanden insgesamt als hilfreich empfunden zu haben, eine Gelegenheit erhalten zu haben, ihre Gefühle und Bedürfnisse darstellen zu können und somit auch zu erfahren, wie es den anderen Familienmitgliedern geht. Hierdurch könnte ein gesteigertes Verständnis für die andere Person entstanden sein, was insgesamt zu einer Entspannung des familiären Klimas führte.

7.3 Forschungsfrage 2: Stabilisiert das Kennenlernen mediativer Methoden und der Erwerb von Kommunikationskompetenzen familiäre Systeme?

Wie bereits in Kapitel 6.2.1 erwähnt, wird bei der Beantwortung der 2. Forschungsfrage davon ausgegangen, dass eine emotionale Entlastung der einzelnen Familienmitglieder die gesamte Familie entlastet und dadurch eine Stabilisierung des Gesamtsystems eintritt. Hintergrund dieser Hypothese ist hier der systemische Gedanke, der bereits im 2. Kapitel Erwähnung findet und besagt, dass ein „nicht- triviales“ (vgl. Foerster, 1988, S,33) System, wie das familiäre, einem stetigen Wandel unterliegt und durch die einzelnen Systemelemente beeinflusst, sprich verändert, werden kann. Die vorangegangene Forschungsfrage 1 dient hierfür als Grundbaustein, da es hier um eine Reduktion des Belastungsfaktors *Streit* geht, der eine unmittelbare Auswirkung auf die emotionale Belastung der einzelnen Familienmitglieder hat und sich somit auch (de-) stabilisierend auf das gesamte System auswirken kann. Zur Beant-

wortung der Frage, ob mediative Methoden und das Wissen um Kommunikationskompetenzen ein Familiensystem stabilisiert, wurden die Fragen 16, 17, 18 und 19 des Kinderfragebogens sowie die Fragen 15, 16, 17 und 18 des Elternfragebogens ausgewertet und interpretiert.

7.3.1 Methoden

Um im Rahmen der Projektdurchführung eine Entlastung der einzelnen Familienmitglieder hervorzurufen und dadurch das gesamte familiäre System zu entlasten, wurde der Fokus auf die Darstellung und Berücksichtigung von Gefühlen und Bedürfnissen gelegt, ähnlich wie es bereits im vorangegangenen Kapitelabschnitt erwähnt wurde. Eine unterstützende und klärende Funktion hatte hierbei die Methode des aktiven Zuhörens, welche in erster Linie von der Projektleiterin angewandt wurde (Kapitel 5.3). Eine weitere Hilfestellung boten hier ebenfalls die Gefühls- und Bedürfniskarten, die bereits in Kapitel 7.1.1 dargestellt wurden. Weiterführend fand eine Einführung in die gewaltfreie Kommunikation nach Rosenberg (Kapitel 3.4.2) statt, die mit Hilfe eines Formulars erläutert und angewandt wurde. Die Probanden erhielten den Auftrag ein konkretes Anliegen an ein anderes Familienmitglied mit Hilfe des Formulars zu deklinieren und es anschließend vorzutragen. Die Orientierung an Gefühlen- und Bedürfnissen der einzelnen Familienmitglieder wurde im Rahmen der Mediation fortgesetzt. Hier lag der Fokus auf der Erhellung der beiden Konfliktparteien, die das Ziel verfolgt Klärung für den Darstellenden selbst sowie sein Gegenüber zu schaffen. Die Funktion des Mediators als allparteiliche und zugewandte Person (Kapitel 5.1), die das Ziel verfolgt die Position der jeweiligen Konfliktpartei zu verstehen, diente hier ebenfalls der emotionalen Entlastung der Familienmitglieder, denen dadurch Empathie und Wertschätzung für ihre Position entgegengebracht wurde.

7.4 Personenbezogene Ergebnisse

Familie 1: Dem Schema aus Kapitel 7.2 folgend beginnt die Auswertung mit der alleinerziehenden Mutter von zwei Söhnen. Die Auswertung ihrer Daten spricht für eine leichte Reduktion der Beschäftigung mit Streit außerhalb der Familie auch sei

ihre Einstellung zur familiären Situation leicht positiver, als zu Beginn des Projekts (vgl. Fragebogen A & B, Frage 15, 17, 18). Eine deutliche Verbesserung habe sich im Bereich Einschlafproblematik eingestellt (vgl. Fragebogen A & B, Frage 16). Hier beschreibt die Probandin vor dem Projekt sehr häufige Einschlafprobleme (4), nach dem Projekt habe sie die nur noch selten (2). Als hilfreiche Methoden wird die Einführung in die Gefühls- und Bedürfnisorientierung genannt (vgl. Fragebogen B, Frage 3b).

Der ältere Sohn der Familie beschreibt eine gestiegene Belastung durch interfamiliäre Konflikte außerhalb des häuslichen Umfelds, jedoch bespreche es diese weniger mit seinem Freunden oder Klassenkameraden, als zu Beginn des Projekts (vgl. Fragebogen C & D, Frage 16,18). Auch die negative Einstellung der familiären Situation gegenüber sei gestiegen (vgl. Fragebogen C & D, Frage 19). Die Darstellung von Gefühlen und Bedürfnissen wird von ihm als hilfreich angesehen (vgl. Fragebogen D, Frage 3d).

Eine ähnliche Tendenz zeigt sich beim jüngeren Sohn der Familie. Auch er sei nach dem Projekt außerhalb von zu Hause mehr mit familiären Konflikten belastet, als zuvor (vgl. Fragebogen E & F, Frage 16). Die übrigen Bereiche stagnieren (vgl. Fragebogen E & F, Frage 17,18,19). Auch hier wird die Einführung in die Gefühls- und Bedürfnisorientierung als hilfreich bewertet (vgl. Fragebogen F, Frage 3f).

Eine grundsätzliche emotionale Entlastung und damit einhergehende Stabilisierung des familiären Systems scheint sich bei der 1. Familien lediglich bei der Mutter eingestellt zu haben. Die Beschreibungen der beiden Söhne, dass die Belastungen durch Streit zugenommen haben bzw. die negative Einstellung zur familiären Situation gestiegen ist, deuten auf eine weiterhin hohe Belastung hin.

Familie 2: Beginnend mit den Ergebnissen der Mutter der Patchworkfamilie, bestehend aus zwei Halbschwestern sowie den beiden Elternteilen, ist eine deutlich positive Entwicklung im Bereich der Belastung durch familiären Streit außerhalb des häus-

lichen Umfelds zu vermelden. Hier beschrieb die Mutter vor Beginn des Projekts eine sehr häufige Beschäftigung mit familiären Konflikten außerhalb von zu Hause (4), nach Abschluss des Projekts reduzierte sich dieser Wert auf 2 (selten) (vgl. Fragebogen G & H, Frage 15). Auch die Häufigkeit des Besprechens von interfamiliären Konflikten mit Kollegen oder Freunden sei von 4 auf 2 gesunken (vgl. Fragebogen G & H, Frage 17). Eine ebenso positive Entwicklung zeigt sich im Bereich der Einstellung zur familiären Situation. Zu Beginn des Projekts gab die Mutter an oft (3) negativen Gedanken bzgl. ihrer familiären Situation zu haben, nach Projektabschluss bewertete sie diese Frage mit 1 (nie) (vgl. Fragebogen G & H, Frage 18). Auch die zuvor bestehende Einschlafproblematik habe sich leicht reduziert (vgl. Fragebogen G & H, Frage 16). Als besonders hilfreich wird von der Mutter die Auseinandersetzung mit Gefühlen und Bedürfnissen beschrieben (vgl. Fragebogen H, Frage 3h).

Die Rückmeldung des Vaters fiel nach Projektabschluss, verglichen mit der der Mutter, weniger positiv aus. Hier wird lediglich von einer leichten Reduktion der Häufigkeit gesprochen, mit der sich der Vater außerhalb von zu Hause mit interfamiliären Themen beschäftige (vgl. Fragebogen I & J, Frage 15). Seine negative Einstellung gegenüber der familiären Situation sei hingegen gestiegen (vgl. Fragebogen I & J, Frage 18).

Eine Auswertung der Ergebnisse der ältesten Tochter der Familie ist, aufgrund fehlender Daten, leider nicht möglich (vgl. Fragebogen K, Frage 16-19).

Die Ergebnisse der jüngsten Tochter der Familie sind im Prä- und Post- Vergleich gleichbleibend stabil in den Bereichen Beschäftigung mit und Belastung durch interfamiliären Streit sowie im Bereich Einschlafproblematik (vgl. Fragebogen M & N, Frage 16, 17, 18). Eine deutliche Verbesserung hat sich im Bereich der negativen Gedanken eingestellt. In der Prä- Messung wurde hier die Antwort 4 (sehr häufig) ausgewählt, nach Abschluss des Projekts wurde diese Frage nur noch mit 2 (selten) bewertet (vgl. Fragebogen M & N, Frage 19). Hilfreich sei auch hier die Ausein-

dersetzung mit den eigenen sowie den Gefühlen der anderen Familienmitglieder gewesen (vgl. Fragebogen N, Frage 3n).

Aufgrund der fehlenden Werte der ältesten Tochter kann eine familienbezogene Auswertung nur sehr eingeschränkt vorgenommen werden. Dennoch sollte nicht unerwähnt bleiben, dass besonders bei der Mutter eine deutliche Entlastung eingetreten zu sein scheint. Die Häufigkeit der negativen Gedanken über die familiäre Situation haben sich ebenfalls bei Mutter und jüngster Tochter reduziert. Beim Vater ist dieser Wert leicht gestiegen.

Familie 3: Der Vergleich der Prä- und Post- Fragebögen der Mutter der zweiten Patchworkfamilie stellt, bezogen auf die Forschungsfrage, eine negative Entwicklung dar. Die Häufigkeit von Beschäftigung mit Streit außerhalb der Familie sei leicht gestiegen. Ebenso denke sie jetzt immer öfter (3) negativ über die Situation innerhalb ihrer Familie. Zuvor hat sie diesen Wert mit 2 (selten) bewertet (vgl. Fragebogen O & P, Frage 15,16,17,18).

Der Vater gibt im Post- Fragebogen die Rückmeldung, dass er interfamiliäre Konflikte insgesamt etwas weniger mit Freunden oder Kollegen bespreche (vgl. Fragebogen Q & R, Frage 17). Die Einschlafprobleme wegen familiären Streits seien hingegen gestiegen (vgl. Fragebogen Q & R, Frage 16).

Die Auswertung der Fragebögen der ältesten Tochter fällt ähnlich aus, wie die der Eltern. Auch hier ist die Rückmeldung, dass die Häufigkeit der negativen Gedanken bezogen auf die familiäre Situation gestiegen seien (vgl. Fragebogen S & T, Frage 19). Die Beschäftigung mit Familienstreit außerhalb des häuslichen Umfelds sei stagnierend (vgl. Fragebogen S & T, Frage 16). Ebenso eine streitverursachte Einschlafproblematik (vgl. Fragebogen S & T, Frage 17). Die Häufigkeit von Besprechungen interfamiliären Streits sei leicht gestiegen (vgl. Fragebogen S & T, Frage 18).

Die Ergebnisse der Auswertung der jüngeren Tochter spiegeln eine ähnliche Entwicklung wie die bereits zuvor erläuterten Ergebnisse wieder. Das Mädchen beschreibt eine leichte Steigerung der Häufigkeit von Beschäftigung mit Streit außerhalb der Familie sowie eine gestiegene negative Einstellung bezogen auf die familiäre Situation (vgl. Fragebogen U & V, Frage 16, 19).

Der jüngste Sohn der Familie beschreibt in seinem Post- Fragebogen eine leicht gestiegene Häufigkeit bzgl. der Beschäftigung mit interfamiliären Konflikten außerhalb von zu Hause (vgl. Fragebogen W & X, Frage 16). Auch die negative Einstellung zur familiären Situation hat sich von 3 (oft) auf sehr häufig (4) erhöht (vgl. Fragebogen W & X, Frage 19).

Die Rückmeldung dieser Patchworkfamilie lässt in vielen Bereichen eine vorherrschende Stagnation oder gar Verschlechterung bzgl. der familiären Stabilität beobachten. Besonders die negativen Gedanken bezogen auf die Familiensituation scheinen gestiegen zu sein.

7.4.1 Antwort

Eine allgemeingültige Antwort auf die Frage, ob mediative Methoden und der Erwerb von Kommunikationskompetenzen das familiäre System stabilisiert, kann nach Abschluss der Fragebogenauswertung nicht gegeben werden. Es scheint stark von der Konfliktintensität sowie der vorherrschenden Familiendynamik abhängig zu sein, ob und wie Interventionen verstanden und umgesetzt werden. Ähnlich wie bei der 1. Forschungsfrage scheint auch hier die Beschäftigung und Erläuterung von Gefühlen und Bedürfnissen im Rahmen der Familiengespräche eine elementare Rolle gespielt zu haben und personenbezogen für Entlastung und einen positiven Wandel gesorgt zu haben. Ein Drittel der Probanden gaben nach Abschluss des Projekts an, sich außerhalb des häuslichen Umfelds weniger mit familiären Konflikten zu beschäftigen oder diesen weniger mit Freunden oder Kollegen/ Mitschülern zu besprechen. Die gleiche Anzahl an Personen beschrieb eine gestiegene negative Einstellung bezogen

auf die familiäre Situation. Inwiefern die Teilnahme des Projekts damit in Zusammenhang steht, kann nicht herausgefiltert werden.

8 Fazit

Innerhalb dieses Kapitels wird der gesamte praxisorientierte Teil dieser Arbeit zunächst chronologisch einer kritischen Beurteilung unterzogen, mit dem Ziel herauszuarbeiten welche Handlungsalternativen zu den durchgeführten Schritten bestanden hätten. Abschließend wird erneut Bezug auf die Forschungsfragen aus den vorangegangenen Kapiteln genommen, um eine mögliche Beantwortung dieser Fragen vorzunehmen.

Den Einstieg bildet die kritische Hinterfragung der Erhebungsmethode (Kapitel 6.2). Eine allgemeine Reflexion der ausgewählten Methode fand bereits in Kapitel 6.2.2 statt, weshalb gewisse Vorkenntnisse aus diesem Kapitel vorausgesetzt werden. Das Ziel der Datenerhebung war die subjektive Erfassung der Eindrücke der Probanden. Hierfür waren die angewandten Fragebögen sachdienlich und gut geeignet. Als ebenso positiv zu vermerken ist, dass die Probanden selbstständig ihre persönliche Situation darstellen durften und dies nicht in Form einer Beurteilung oder Beobachtung durch Fachkräfte geschah. Auch die Anerkennung der quantitativen Fragebogenforschung in Fach- und Probandenkreisen kann als positiver Aspekt angesehen werden. Kritisch anzumerken ist, wie bereits im o.g. Kapitel erwähnt, die Möglichkeit, dass durch eine reine Fragebogenerhebung wichtige Details und Nebeneffekte des Projekts ungesehen blieben, da diese nicht im Fragebogen erfasst bzw. von den Probanden selbst wohlmöglich nicht wahrgenommen wurden und erst im Rahmen eines Interviews deutlich geworden wären. Eine detaillierte Einschätzung der Situation sowie eine Informationsgewinnung durch evtl. vorherrschende Familiendynamiken hätten mithilfe von qualitativen Interviews zum Ende des Projekts erfasst werden können wodurch evtl. ein deutlicherer Zusammenhang zwischen interfamiliären Entwicklungen und Projektintervention hätten hergestellt werden können.

Der konzipierte und angewandte Fragebogen in seiner Funktion als Erhebungsinstrument, welches in Kapitel 6.2.1 erstmalig vorgestellt wurde, wurde vor der ersten Aushändigung an die Probanden einem Pre-Test unterzogen, dessen Ziel es war eine Mehrdeutigkeit sowie ein Fehlverständnis der Fragen auszuschließen und Mehrfachnennungen innerhalb der Fragen zu vermeiden. Hierzu wurden alle Pre- Fragebögen an Prof. Dr. Waschull gesendet und einer kritischen Überprüfung unterzogen. Eine Optimierung dieses Vorgangs wäre ein Pre- Test an realen Probanden gewesen, deren Wortschatz und Wissensstand ähnlich dem der tatsächlichen Projektteilnehmer ist, um somit mehr verwertbare Rückmeldungen zu erhalten und ggf. Umformulierungen durchzuführen. Während der Datenerhebung stellte sich heraus, dass die Formulierungen der Fragen 6-9 im Elternfragebogen sowie der Fragen 7-10 des Kinderfragebogens, die die Rücksichtnahme auf Gefühle und Bedürfnisse betreffen, von den Probanden häufig missverstanden bzw. flüchtig gelesen wurden, sodass hier häufig der Vorwurf einer Fragendopplung auftrat, was einer Klärung durch die Evaluatorin bedurfte. Eine Umformulierung der Fragen oder formative Veränderung der ausschlaggebenden Worte hätte hier für Klarheit sorgen können. Die Fragen mit inhaltlichem Schwerpunkt am Ende der Post- Fragebögen verfolgten das Ziel, eine Rückmeldung der Probanden über vermittelte Theorien und Inhalte zu erhalten, um so mögliche Zusammenhänge zwischen Projektinterventionen und eingetretenen Veränderungen zu erhalten. Kritisch anzumerken ist hier, dass die Formulierung der Fragen nicht immer darauf fokussiert waren, ob eine Intervention als hilfreich bewertet wird oder nicht, sondern nach der Verständlichkeit des Inhalts fragten, was jedoch keine Aussage über die Nützlichkeit einer Intervention beinhaltet und somit hierzu keine zuverlässige Antwort liefert. Wenn die Probanden gezielt nach der Nützlichkeit von Interventionen gefragt worden wären, hätten hier sachdienliche Daten ermittelt werden können. Die hier erfassten Ergebnisse können somit - bezogen auf den Nutzen einer Intervention - nicht verwendet werden. Die Frage nach der Häufigkeit von interfamiliärem Streit liefert eine zuverlässige Aussage über die aktuelle Konfliktsituation innerhalb der Familie und dient somit der gezielten Beantwortung der Forschungsfrage 1. Bedauernd ist hierbei jedoch, dass der Grund für eine eventuelle Reduktion von interfamiliären Konflikten, aufgrund der strikten Fragenformulierung, nicht ersichtlich wurde. Diese Erkenntnis wäre für die Weiterentwicklung oder Op-

timierung des Projekts von großem Nutzen gewesen und hätte im Rahmen von qualitativen Interviews am Ende des Projekts ermittelt werden können. Zudem hätte eine erneute Abfrage nach ca. 2 Monaten Aufschluss über die Umsetzung im Alltag der Familien gebracht und erneute Hilfestellung ermöglicht. Der Aufbau sowie die Gestaltung des Fragebogens wurden in Kapitel 6.2.2 einer kritischen Beurteilung unterzogen.

Nachfolgend wird als Ergänzung zu Kapitel 6.3.4 eine detaillierte Reflexion der Datenerhebung vorgenommen. Als ein großer Kritikpunkt ist die fehlende Anonymität innerhalb der Datenerhebung anzusehen. Wie bereits im oben genannten Kapitel erwähnt, kann dies zu einer Verfälschung der Daten führen, da die Probanden eine Rückverfolgung ihrer Antworten befürchten mussten. Hier hätte die Entwicklung von Codes eine gute Alternative bieten können, sodass eine direkte Verbindung zwischen Proband und Fragebogen nicht hätte hergestellt werden können. Zudem hätte die Beantwortung der Fragebögen nicht in Anwesenheit der Projektleitung durchgeführt werden sollen, da sich die Probanden dadurch evtl. beobachtet fühlten. Hier wäre der Einsatz einer neutralen Person angemessen gewesen. Der unterstellte Zusammenhang zwischen den Interventionen im Rahmen der Familiengespräche und den eingetretenen Veränderungen kann nicht zweifelsfrei bewiesen werden. Wie bereits in Kapitel 6.3.4 erläutert, liegt hier eine unbekannte Variable vor, die das Verhalten und Erleben der Probanden neben der Projektteilnahme beeinflusst haben könnten. Dieser von Merchel (2010, S.131) als „Back-Box“ beschriebene Einfluss dient hier als treffende Beschreibung. Neben den ermittelten Wahrscheinlichkeiten (vgl. Merchel, 2010, S.131) ist die geringe Probandenzahl als einer der wichtigsten Kritikpunkte zu nennen. Eine allgemeingültige Aussage über die Stabilisierung von familiären Systemen oder die Reduktion von interfamiliären Konflikten mittels mediativer Methoden und Kommunikationsmodelle kann anhand der ermittelten Ergebnisse nicht getroffen werden. Es handelt sich hierbei allerhöchstens um eine richtungsweisende Tendenz, die zur Weiterentwicklung von zukünftigen Projekten angesehen werden kann. Eine weitere Möglichkeit zur Optimierung dieses Projekts hätte die gezielte Meinungsabfrage der Probanden bieten können (vgl. Merchel, 2010, S.128). Um zu ermitteln, welche Methoden und Interventionen von den Probanden

als besonders hilfreich erachtet wurden, hätten diesbezügliche Fragen Aufschluss erbringen können. Diese hätten am Ende der Post- Fragebögen Erwähnung finden können.

Die Reflexion der innerhalb der Familiengespräche verwendeten Methoden hat ergeben, dass eine größere Chance auf Nachhaltigkeit bestanden hätte, wenn die Probanden die Möglichkeit erhalten hätten, die vorgestellten Kommunikationsmodelle und Theorien anhand eines konkreten Beispiels selbst zu erarbeiten, um dadurch eine konfrontative Unterrichtsatmosphäre zu vermeiden. Zudem sollte zukünftig die Durchführungszeit der Mediation großzügiger bemessen werden. Des Weiteren hat sich gezeigt, dass eine Begrenzung der Gespräche auf vier Termine die Familien in ihrer Individualität eingeschränkt und tiefergehende Gespräche häufig nicht ermöglicht hat. Diese Begrenzung hat sich in der praktischen Durchführung nicht bewährt. Ebenfalls kritisch zu betrachten ist die Anwendung eines GfK- Formulars (Anhang 29) mit ungeübten Probanden. Die größte Herausforderung bestand hierbei darin, sich seinen Gefühlen und Bedürfnissen bewusst zu werden, diese benennen zu können und vor den anderen Teilnehmern zu erklären. Das gewünschte Ziel der gegenseitigen Verständnisförderung wurde in der praktischen Durchführung nur selten beobachtet. Die Auswertung der Daten, vorzufinden in Kapitel 7.2 und 7.4, lieferte aufgrund der durchgeführten Prä- und Post- Messungen personenbezogene Vergleichswerte, die der Auswertung dienlich waren. Insgesamt muss die Interpretation der offenen Fragen zum Abschluss des Post- Fragebogens kritisch beäugt werden. Hier wird zum Teil nach dem Verständnis der einzelnen Methoden und Theorien gefragt, was in der Auswertung jedoch mit der Nützlichkeit dieser Interventionen gleichgesetzt wurde. Ein grober Fehler, der die Rückmeldung der Probanden nicht korrekt wiedergibt. Hier hätte deutlicher auf die Formulierung geachtet werden müssen. Auch die Unterstellung innerhalb der Datenauswertung zur Forschungsfrage 2, dass die emotionale Entlastung des einzelnen Familienmitglieds sich auf die Stabilität des gesamten Systems auswirkt, ist stark interpretativ und unterliegt keiner fachlichen Rechtfertigung. Eine Abfrage der individuellen Kriterien für ein stabiles Familiensystem wäre an dieser Stelle sinnvoller gewesen, um deren Status anschließend erfragen und bzgl. ihrer Entwicklung überprüfen zu können. Alternativ wäre eine

Neuformulierung der Forschungsfrage 2 empfehlenswert gewesen. Diese hätte beispielsweise lauten können „Sorgen die Anwendung von mediativen Methoden sowie die Kenntnis über Kommunikationsmodelle im Rahmen von Familiengesprächen für eine individuelle Entlastung der einzelnen Familienmitglieder?“ Zum Abschluss dieses Kapitels soll eine zurückhaltende Zusammenfassung der ermittelten Ergebnisse dargestellt sowie eine letzte Reflexion der Daten vorgenommen werden. Eingangs sei hier nochmals erwähnt, dass die gewonnenen Daten lediglich Wahrscheinlichkeiten ausdrücken und rein subjektive Einschätzungen der teilnehmenden Probanden sind, die keine Pauschalisierung für sich beanspruchen. Anhand der Ergebnisse der quantitativen Befragung kann davon ausgegangen werden, dass die Familien es insgesamt als positiv empfanden, eine Gelegenheit zu erhalten, in deren Rahmen sie sich familiären Konflikten stellen und diese besprechen und evtl. anschließend bearbeiten können. Auch die Möglichkeit in einem geschützten Rahmen über die persönlichen Gefühle und Bedürfnisse sprechen zu können, kann als positiver Punkt dieser Befragung festgehalten werden. Als auffällig können die stark abweichenden Rückmeldungen der Familien bezüglich der individuellen Entlastung und Einstellung zur familiären Situation bezeichnet werden. Während Mitglieder der einen Familie eine deutliche Entlastung nach Projektabschluss vermelden konnten, berichteten die Mitglieder einer anderen Familie von einer Stagnation bzw. Verschlechterung der Situation und Sichtweisen. Die Gründe hierfür unterliegen reinen Spekulationen und konnten mit Hilfe der Fragebögen nicht ermittelt werden.

9 Ausblick

Die Durchführung dieses Pilotprojekts hat in vielen Bereichen Aufschluss über Optimierungsmöglichkeiten in der Zusammenarbeit mit Familien im Rahmen der ambulanten Kinder- und Jugendpsychiatrie ergeben. Grundsätzlich scheint der Bedarf an strukturierten Familiengesprächen, in denen die gesamte Familie über vorherrschende Themen oder Konflikte spricht, vorhanden zu sein, da besonders in der Entwicklungsphase der Adoleszenz, aufgrund der Neuordnung und Umstrukturierung innerhalb der familiären Rollen, ein erhöhtes Konfliktpotential vorhanden zu sein scheint. Gerade die Arbeit in der ambulanten Kinder- und Jugendpsychiatrie bietet, aufgrund

der vorherrschenden Strukturen, vielseitige Möglichkeiten mit Eltern und Jugendlichen gemeinsam an der Entwicklung neuer Lösungen zu arbeiten. Hier bestünde die Chance, darin die Entwicklungsphase der Adoleszenz für alle Beteiligten als Gelegenheit zur Neu- und Umstrukturierung zu betrachten und gemeinsam neue Regeln und Normen zu erarbeiten. Verglichen mit einer Firma, die sich weiterentwickelt hat und neuer Strukturen bedarf. Orientierung könnte diese Konzeptoptimierung an der Eltern- Jugendlichen- Mediation von Diez und Kollegen (2009, S.35) finden. Eine weitere Möglichkeit bestünde darin eine klassische Mediation zwischen zwei Konfliktparteien, wie beispielsweise den Eltern oder Geschwistern, in den Fokus der Arbeit zu stellen und diese ohne begleitende Theorien und Aufklärung durchzuführen. Eine dritte und letzte Weiterentwicklungsmöglichkeit besteht darin den Schwerpunkt der Familiengespräche auf das Thema *Kommunikation* im Allgemeinen zu legen, um ausgehend hiervon zusammen mit den Familien eine Optimierung der vorherrschenden Kommunikationsstrukturen, ähnlich einer Teamentwicklung im wirtschaftlichen Kontext (vgl. Whitemore, 2011, S.138ff.), zu erarbeiten und umzusetzen. Hier könnten Kommunikationstheorien und –Modelle ebenso ihre Anwendung finden wie praktische Beispiele und eine direkte Umsetzung in den Familien.

Literaturverzeichnis

Ballreich, R. (2011): „Mediation zwischen Einzelpersonen“. In: Ballreich/ Glasl (Hg.) „Konfliktmanagement und Mediation in Organisationen“ Stuttgart: Concadora Verlag.

Barber, B.K., Stolz, H.E., Olsen, J.A. (2005): „Parental support, psychological control and behavioral control: Assessing relevance across time, culture and method. In: Monographs of the Society for Research in Child Development, 70 (4, Serial No. 282).

Beck, U. & Beck- Gernsheim, E. (1990) „Das ganz normale Chaos der Liebe“ Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bender, S. (2014): „Die Axiome von Paul Watzlawick“ <http://www.paulwatzlawick.de/axiome.html> (Zugriff am 27.02.2017).

Berk, L. (2011) „Entwicklungspsychologie“ (5. Aktualisierte Aufl.) Hallbergmos: Pearson.

Besemer, C. (2016): „Mediation. Die Kunst der Vermittlung in Konflikten“ (4. Auflage). Baden: Werkstatt für gewaltfreie Aktion.

Beywl, W., Schepp- Winter, E. (2000): „Zielgeführte Evaluation von Programmen – ein Leitfaden. QS – Material zur Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe, Heft 29. Berlin: BMFSFJ,

Bien, W. et.al (2002): „Stieffamilien in Deutschland“. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.) Das Forschungsjahr 2001. München

Bliersbach, G. (2007): „Leben in Patchwork- Familien“ überarb. Neuausgabe: Gießen: Psychosozial- Verlag.

Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2011): „Alleinerziehende in Deutschland – Lebenssituation und Lebenswirklichkeit von Müttern und Kindern“ Monitor Familienforschung: Ausgabe 28. <https://www.bmfsfj.de/blob/76232/4abcbfc3b6124fcc2766fd4cc11e87c/monitor-familienforschung-ausgabe-28-data.pdf> (Zugriff am 27.02.2017)

Crouter, A. C. & Head, M.R. (2002): “Parental monitoring and knowledge if children” In: Bornstein, M.H. (Hg.) Handbook of parenting (Vol. 3) Being and becoming a parent (2. Aufl. S. 461- 483).

Delhees, K.H. (1994): „Soziale Kommunikation“. Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH.

Diez, H. et.al. (2009): „Familien- Mediation und Kinder“ (3. Überarbeitete und aktualisierte Auflage). Köln: Bundesanzeiger Verlag.

Duden (2017): „komplex“ <http://www.duden.de/rechtschreibung/komplex> (Zugriff am 06.03.2017).

Duden (2017): „Patchwork, das“ <http://www.duden.de/rechtschreibung/Patchwork> (Zugriff am 19.02.2017).

Duden (2017): „Patchworkfamilie, die“ <http://www.duden.de/rechtschreibung/Patchworkfamilie> (Zugriff am 19.02.2017).

Erikson, E.H. (1968): „Identity: Youth and crises“. New York; Norton.

Flammer, A. & **Alsaker** F. (2002): „Entwicklungspsychologie der Adoleszenz – Die Erschließung innerer und äußerer Welten im Jugendalter“ Bern: Verlag Hans Huber.

Foerster, H. (1988) „Abbau und Aufbau“. In: Simon, F. (Hg.), 19-33.

Frindte, W. (2001): „Einführung in die Kommunikationspsychologie“. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.

Fuhs, B. (2007) „Zur Geschichte der Familie“. In: Ecarius, J. (Hg.). „Handbuch Familie“ Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Glasl, Friedrich (2013): „Konfliktmanagement“ 11. Aktualisierte Auflage: Stuttgart: Haupt Verlag.

Grotevant, H.D. (1987): „Toward a process of identity formation“. Journal of Adolescent Research, 2, S. 203-222.

Hall, A. und **Fagen**, R. (1956) „Definition of System“. In: Bertalanffy, L. v., Rapport, A. (Hg.).

Holmeck, G.N. (1996): „A model of family relational transformations during the transition to adolescence: Parent – adolescent conflict and adaptation”. In: J.A. Graber et.al. (Hg.)(S. 167-199).

Jackson, D. (1965): „The study of the family” Family Process 4,1.

Köstler, A. (2010): „Mediation“. Stuttgart: Reinhardt.

Krähenbühl, V. et al. (2011) „Stieffamilien Struktur – Entwicklung – Therapie“ 7. Aktualisierte Auflage: Freiburg: Lambertus- Verlag.

Marx, A. (2016): „Mediation und Konfliktmanagement in der Sozialen Arbeit“. Stuttgart: Kohlhammer.

Merchel, Joachim (2010): „Evaluation in der sozialen Arbeit“. München/ Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

Nave- Herz, R. (2013) „Ehe- und Familiensoziologie“ 3. Überarb. Auflage: Weinheim/ Basel: Beltz Juventa

Nave- Herz, R. (2015), „Familie heute – Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung“ (6. Auflage). Darmstadt: WBG

Noak, P. (2017): „Ablösung” <https://portal.hogrefe.com/dorsch/abloesung/> (Zugriff am 27.02.2017).

Peukert, R. (2012) „Familienformen im sozialen Wandel“ 8. Auflage: Wiesbaden: Springer VS.

Phinney, J.S. & Ong, A. (2002): „Adolescent – parent disagreements and life satisfaction in families from Vietnamese and European American backgrounds”. International journal of behavioral Development, 26, S. 556- 561.

Remschmidt, Helmut (1992): „Adoleszenz – Entwicklung und Entwicklungskrisen im Jugendalter“. Stuttgart: Thieme.

Rogers, C. (2004): „Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie“ (18. Auflage). Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag

Rosenberg, M. (2012): „Gewaltfreie Kommunikation. Eine Sprache des Lebens“ (10. Auflage). Paderborn: Junfermann.

Röhner, J. et. al. (2012): „Psychologie der Kommunikation“. Wiesbaden: Springer VS.

Schlippe von, A. & Schweitzer, J. (2003) „Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung“ (9. Auflage). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Schneider, N.F. et al. (2001) „Alleinerziehen – Vielfalt und Dynamik einer Lebensform“. Stuttgart: Kohlhammer.

Schulz von Thun, F. (2002): „Miteinander reden 1 – Störungen und Klärungen“ (36. Auflage). Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Six, U. et al. (2007): „Kommunikationspsychologie und Medienpsychologie“. Weinheim: Beltz.

Statistisches Bundesamt (2014) „Familien 2013: Ehepaare noch dominierend, aber rückläufig“ https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2014/10/PD14_367_122.html (Zugriff am 18.02.2017).

Statistisches Bundesamt (2017) „2015: Mehr Geburten, Sterbefälle und Eheschließungen“ https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2016/06/PD16_225_126.html (Zugriff am 27.02.2017).

Torchalla, C. (2016) „Entwicklung und Durchführung eines innovativen Familienprojekts in der ambulanten Kinder- und Jugendpsychiatrie im Rahmen des Theorie und Praxisprojekts“ (unveröffentlichter Bericht). Fachhochschule Münster: Theorie- und Praxis Projekt.

Watzlawick, P. et.al. (2000): „Menschliche Kommunikation. Formen Störungen Paradoxien“ (10. Auflage). Bern: Huber.

Watzlawick, P. et.al. (2011): „Menschliche Kommunikation. Formen Störungen Paradoxien“ (12. Unveränderte Auflage). Bern: Huber.

Whitemore, J. (2011): „Coaching für die Praxis – Wesentliches für jede Führungskraft“ 3. Auflage. Staufen: Alles im Fluss Verlag.

Willke, H. (1993) „Systemtheorie“ 4. Auflage: Stuttgart: G. Fischer.

